

WESTFALENHÜTTE

An

Gickelmann





WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
10. Jahrgang - Nr. 9 - September 1958

Unsere Bilder:

Titelbild:

„Abstich an der Thomasbirne“

2. Umschlagseite: Stahlprobe
am Siemens-Martin-Ofen

Aus dem Inhalt:

Hier Betrieb — Hier Privatleben

Was werden die führenden
Männer tun?

Was ist eigentlich Konjunktur?

Wohin wandert der Walzstahl?

Blank: Ich bekenne mich zum
Wohlfahrtsstaat

Aufgaben der Gewerkschaft in der
Gesellschaft

Morgen vielleicht schon für dich?

Sag Deinen Vorschlag

Unsere Ehrentafel

Seid nett zueinander!

Wir kommentieren und glossieren

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Briefkasten

Das interessiert die Frau

Mode

Unsere offene Tür

Geschichte der Hütte

„Hoesch-Tierpark“
ein Gemeinschaftshobby

Fischvater wider Willen

Wir verwandeln unser Treppenhaus

Kinderglück im Bücherhimmel

Schulfest in Kirchnerne

Aus unserer Heimat (Musikleben)

Unsere Betriebskrankenkasse

Geplauder über Griechenland

Unser Rätsel

Kurz gelacht

Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG

Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,

Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Holschen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,

vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen

Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem

Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-

triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete

Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche

Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche

Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird

voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

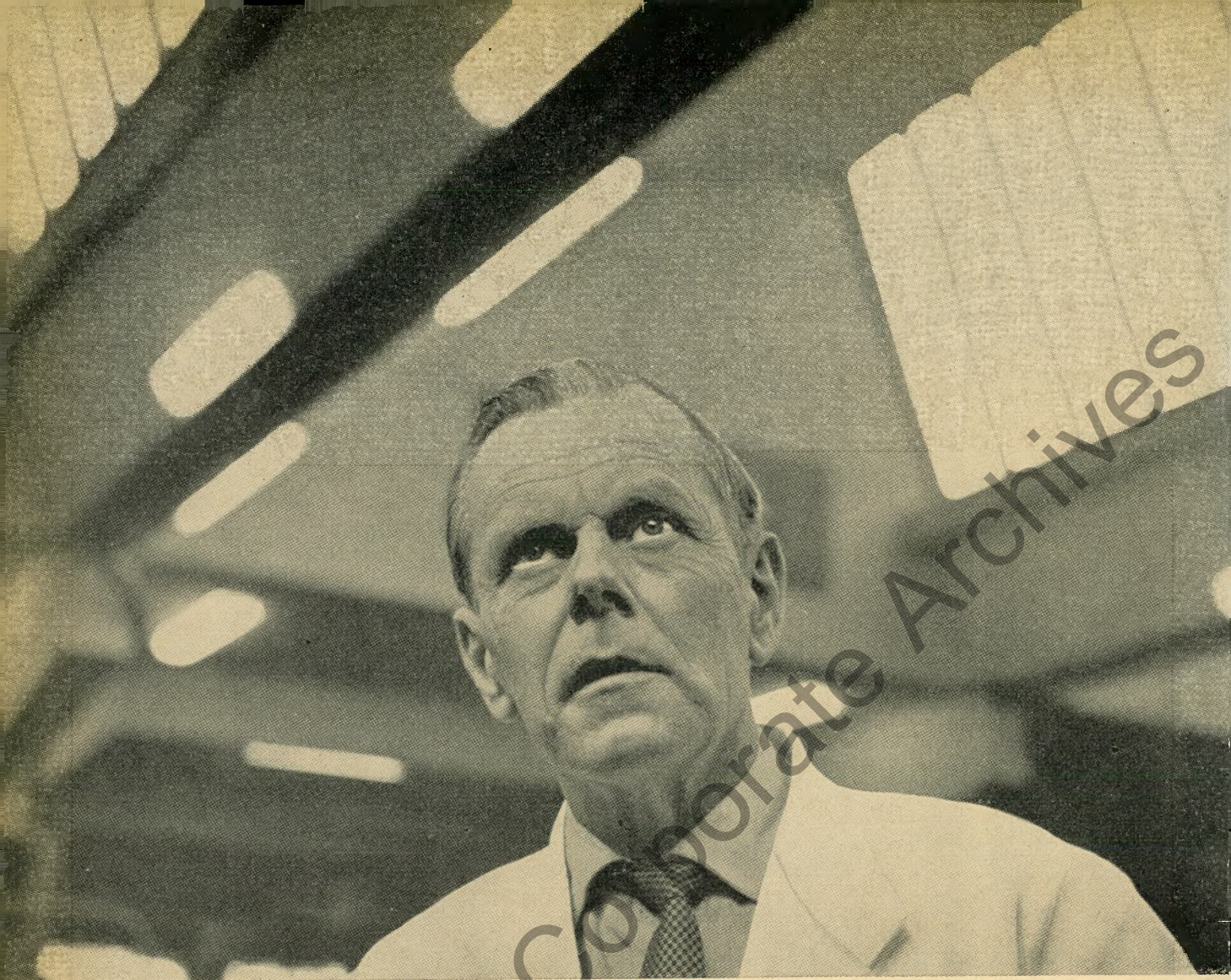
Sie ist unbedingt notwendig und gehört zur betrieblichen Sozialpolitik. Nichts gegen eine harmonische, festgefügte Betriebsgemeinschaft. Der Betrieb, der sie erreicht, rangiert ganz weit vorn. Nichts gegen alle Maßnahmen und Bestrebungen zur Überwindung des „Herr-im-Hause“-Standpunktes. Nur dasjenige Unternehmen, das sich eines guten Betriebsklimas rühmen kann, ist wahrhaft produktiv und gegen Erschütterungen von außen her weitgehend gefeit. Nichts gegen die echte, ungezwungene, beide Teile verpflichtende menschliche Partnerschaft. Glücklich der Betrieb, in dem sie erreicht ist — oder zumindest ehrlich angestrebt wird —, aber Hände weg von dem Eindringen des Betriebes in den innersten seelischen Bereich der Arbeitnehmer. Hände weg von der betrieblichen Psychotherapie. Hände weg von allen Versuchen, die betriebliche Fürsorge womöglich noch auf die Freizeit auszudehnen. Die moderne Industriearbeit hat unleugbare Schattenseiten. Ob aber die Mechanisierung der Arbeit unbedingt ein Fluch ist, den Arbeiter „entpersönlicht“, ihn abstumpft und geistig-seelisch verkümmern läßt, weshalb man sich also auch in der Freizeit um ihn kümmern müsse, das ist erheblich zu bezweifeln.

*Die angebliche Entpersonifizierung
der modernen Fabrikarbeit*

ist dem Arbeitnehmer heute vielmehr Anlaß zu einem sehr persönlichen Eigenleben außerhalb des Betriebes. Er versteht es durchaus, in seiner Freizeit für Fähigkeiten, die nicht in der produktiven Betriebsarbeit gebraucht werden, auf die vielfältigste Weise und mit den vielseitigsten Mitteln Einsatz und Ausdruck zu suchen, und er findet darin Befriedigung und Erholung. Menschliche Teilnahme und Hilfsbereitschaft in Ehren — die darf aber nicht die Grenze zur unerwünschten Einmischung in das Privatleben überschreiten. Wo es trotzdem geschieht und wo man glaubt, die im Rahmen einer gesunden betrieblichen Sozialpolitik selbstverständliche Betreuung der Arbeitnehmer bis in die Freizeit fortsetzen und sich, sogar womöglich noch mit Hilfe betrieblicher Psychotherapeuten, mit dem innersten Seelenleben der Arbeitnehmer befassen zu müssen, hört der Spaß auf. Daß derartige Bestrebungen heute nicht vereinzelt zu registrieren sind, geht u. a. auch aus einer sehr deutlichen Stellungnahme des Generaldirektors des VW-Werkes, Dr. Nordhoff, hervor, der dazu vor einiger Zeit folgendes sagte: „Man muß die Gefahr sehen, daß der Betrieb den Menschen auffrißt, daß dieser ihm nicht entgehen kann, weder in der Arbeit noch in der Muße. Deshalb bin ich der Meinung, der Betrieb sollte so wenig als möglich Einfluß auf das Privatleben nehmen, also keine Freizeitgestaltung. Ein grauenhaftes Wort und ein schrecklicher Begriff! Es ist mehr als genug, wenn der Mensch acht Stunden im Banne eines Betriebes steht — dann muß er frei und sein eigener Herr sein und tun können, was er will.“

Hier Betrieb | Hier Privatleben

Heute hat sich auch in der Wirtschaft die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Arbeitskraft nicht mehr ein Kalkulationsfaktor ist, sondern daß dahinter denkende, führende und hoffende Menschen stehen mit der ganzen Skala der menschlichen Stärken und Schwächen, also der weiten Skala des seelischen Empfindungsbereiches, die gewürdigt und berücksichtigt werden muß, wenn das Arbeitsverhältnis fruchtbar sein und der Menschenwürde entsprechen soll. Der moderne Betrieb begnügt sich daher nicht allein mit der Rationalisierung der Arbeit, er ist auch bestrebt, sie zu humanisieren. In letzter Zeit hat man aber manchmal den Eindruck, als ob dabei des Guten zuviel getan würde. Das erstrebenswerte Ziel einer echten menschlichen Partnerschaft im Betrieb wird da und dort umgemünzt in eine betriebliche Umsorgung „von der Wiege bis zur Bahre“. Wohltaten können auch zur Plage werden, vor allem, wenn sie penetrant nach Wohltat riechen. Der Arbeitnehmer will keine Wohltaten, er will menschliches Verständnis und echte soziale Leistungen. Und er will insbesondere keine organisierten, belästigenden Betreuungsaktionen, die manchmal sehr stark nach „seelischer Ertrüchtigung“ aussehen. Wenn die Betriebe hier über das sicher wohlgemeinte Ziel hinausschießen, werden nur neue Ressentiments heraufbeschworen.



Was werden die führenden Männer tun?

In Zeiten wirtschaftlicher Veränderungen beginnen die Mitarbeiter, sich über diese Frage die Köpfe heiß zu reden. *Wird das Unternehmen seine Stellung im Wettbewerb behaupten? Wird sein weiterer Aufstieg gestört? Wie steht es dann mit der Sicherheit des Arbeitsplatzes?* Brennende Fragen — auf welche die Führungskräfte eine Antwort geben sollen. Verbesserung und Steigerung der Produktion sind längst nicht mehr ihre einzigen Aufgaben. Tägliche Schwierigkeiten im Betrieb beweisen klar, daß ein führender Mann Erhebliches zu leisten hat, wenn er auf die Dauer erfolgreich sein will. Er muß vor allem das Vertrauen seiner Leute besitzen! Wie beim Trainer einer Fußballelf, so hängt auch bei ihm viel davon ab, ob er die Kunst beherrscht, aus Einzelgängern eine schlagkräftige Mannschaft zu bilden. *Eine gewichtige Verantwortung ruht heute auf den Schultern der Führenden.* Clarence Francis, ein amerikanischer Industrieller, hat das auf die knappe Formel gebracht: „Man kann die Zeit eines Menschen kaufen. Man kann seine körperliche Anwesenheit an einem bestimmten Arbeitsplatz kaufen. Man kann sogar die Verrichtung einer bestimmten Zahl von Arbeitsbewegungen je Stunde oder je Tag kaufen. Aber man kann keine Begeisterung kaufen, keine Initiative und keine Treue. Diese Dinge muß man sich verdienen.“

Führungskräfte brauchen eine Mannschaft!

Was ist eigentlich

Konjunktur?

Wer sich heute mit Wirtschaftsexperten unterhält, dem fällt auf, daß sie nicht immer allerbesten Laune sind. Mit nervöser Unruhe oder ernster Sorge, je nach Temperament oder Charakter, wird von ihnen jede kleine Wolke beobachtet, hinter der sich die Sonne der Hochkonjunktur verbirgt, die nun seit Jahren so beständig über dem Weltmarkt strahlte. Fünf Millionen Arbeitslose in den USA, Importsperr in Argentinien, schwere brasilianische Devisenkrise, Abwertung der türkischen Währung, finanzielle Kalamitäten hindern die Erfüllung des indischen Fünfjahresplanes. Dies sind nur einige der wirtschaftlichen Wettermeldungen, die tatsächlich nicht gerade zum Optimismus anreizen. Noch wird „das deutsche Wirtschaftswunder“ von diesen Ereignissen wenig beschattet. Aber es besteht die Gefahr, daß auch unsere Konjunktur in Mitleidenschaft gezogen wird.

Konjunktur? Was ist das nun eigentlich, und welche Rolle spielt sie im Wirtschaftsleben? Gleich sei bemerkt, daß es irreführend ist, das Wort „Konjunktur“ mit „Aufschwung“ gleichzusetzen. Konjunktur ist vielmehr in allen modernen Volkswirtschaften der sozial-ökonomisch-wissenschaftliche Begriff für den zyklischen Verlauf typischer Verlaufsschwankungen schlechthin. Konjunktur gibt es also in guten und in schlechten Zeiten. Sie ist ein feststehender Begriff. Wir sprechen darum auch von einem Konjunkturbarometer und verstehen darunter Bewegungsvergleiche mehrerer ökonomischer Größen, die es ermöglichen sollen, Entwicklungsvoraussagen zu machen. Je zahlreicher die vergleichenden Bewegungsreihen sind, desto haltbarer werden die Prognosen naturgemäß sein.

Die Kompliziertheit der in sich verflochtenen Wirtschaft, das Voneinanderabhängigsein der verschiedensten Faktoren in diesem empfindlichen Organismus haben es mit sich gebracht, daß die Konjunkturdiagnose zu einer Spezialwissenschaft, der

Konjunkturforschung,

geworden ist, mit der sich in allen modernen Industriestaaten besondere Institute beschäftigen. Als erste mit wissenschaftlicher Methodik betriebene Forschungsstätte gelangte das 1917 gegründete Harvard-University Committee of Economic Research mit seinem bekannten „Harvard-Barometer“ zu Welt-ruf. Auch in der Bundesrepublik gibt es bedeutende Institute, in denen Zusammenhänge und Entwicklungseinflüsse der Weltwirtschaft, d. h. also die Konjunktur, ständig überprüft und registriert werden. Es seien hier nur das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin, das IFO-Institut, München, das Institut für Weltwirtschaft, Kiel, und das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften, Köln, genannt, die durch periodische Publikationen ihre konjunkturwissenschaftlichen Ergebnisse der Wirtschaft nutzbar machen.

Man weiß seit langem, daß die Konjunktur

in mehr oder weniger regelmäßigen Wellenlinien

verläuft. Sie schwanken in einem ungefähren Zyklus zwischen sieben und zehn Jahren. Die Ursachen, die treibenden Kräfte

und inneren Zusammenhänge dieses Rhythmus des Wirtschaftsgeschehens aufzudecken, ist das methodische Bemühen der Konjunkturforschung. Sie kann wegen der Fülle des laufend anfallenden Materials nicht mehr von einzelnen Gelehrten, sondern nur in der Arbeitsteilung der Institute gemeistert werden. Wie ein Arzt, der den Pulsschlag seines Patienten abfühlt, so registrieren die Forschungsinstitute jede Veränderung im Wirtschaftsablauf. Das IFO-Institut hat dazu ein besonderes Beobachtungsverfahren ausgearbeitet, das inzwischen allgemeine Anwendung gefunden hat. Es ist der Konjunkturtest. Monatlich werden etwa 6000 Betriebe der Industrie, des Groß- und Einzelhandels nach tendenziellen Veränderungen von Produktion, Lagerbeständen und Verkaufspreisen befragt. Die Fragen erstrecken sich auf mehrere hundert besonders ausgewählte Industrieerzeugnisse oder Warengruppen. Aus der Summe der Meldungen werden die Entwicklungstendenzen berechnet und in farbigen, graphischen Übersichten, den sogenannten „Konjunkturspiegeln“, dargestellt und bereits zehn Tage nach Beendigung des Berichtsmonats veröffentlicht. Die Bedeutung dieses Testverfahrens liegt nicht nur in der Schnelligkeit, mit der die Ergebnisse zusammengefaßt werden, sondern insbesondere darin, konkrete Aussagen über das wirtschaftliche Klima in den verschiedensten Sachbereichen machen zu können.

Die Wissenschaft hat versucht, der Konjunktur

ein gewisses Schema

anzupassen. Das gebräuchlichste Phasenschema unterscheidet: Tiefstand, Aufschwung, Hochkonjunktur, Abschwung. So unterschiedlich jeder Konjunkturzyklus auch immer ablaufen mag, so gibt es doch bestimmte Charakteristika der vier Phasen.

1. *Tiefstand*: Warenpreise unverändert oder sinkend, Effektenkäufe steigen, Geldmarkt flüssig, Einkommen jeder Art steht im Tiefpunkt, ebenso die Ausgaben und die Produktion.

2. *Aufschwung*: Warenpreise steigen, Effektenhausse, Geldmarkt zunächst noch flüssig, später Erhöhung der Sätze. Einkommen, Ausgaben, Produktion und Einfuhr nehmen zu.

3. *Hochkonjunktur*: Stillstand oder Abbröckeln der Warenpreise, Versteifung auf dem Geldmarkt, Finanzierungs- und Kredit-schwierigkeiten, Stagnation im Wachstum des Unternehmerekommens, das am Ende der Phase zurückgeht, unverändert bleiben Arbeitseinkommen und Konsumausgaben. Stillstand in der Produktions- und Einfuhrzunahme, rückläufige Produktionsgütererzeugung bei leichtem Anstieg der Konsumgütererzeugung.

4. *Abschwung*: Warenpreise gehen zurück, Baisse auf dem Effektenmarkt, verschärfte Kredit- und Finanzierungsschwierigkeiten. Geldmarkt verflüssigt sich. Unternehmerekommen, Einfuhr, Produktionsgütererzeugung und schließlich auch die Konsumgütererzeugung gehen scharf zurück, gefolgt von einem Absinken der Arbeitseinkommen.

Aus der großen Konjunkturkrise der 30er Jahre hat man gewisse Lehren gezogen.

Insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg hat man mit Erfolg versucht, die erste Phase des Konjunkturzyklus, die früher mit großen sozialen Härten und Betriebszusammenbrüchen verbunden war, durch staatliche Steuerung rechtzeitig abzufangen und in eine „Anpassungsperiode“ umzuwandeln. Die in Amerika dafür erfolgreich bereits angewandten Mittel sind die Verstärkung der öffentlichen Wirtschaftstätigkeit (Bau von Straßen und Staudämmen usw.), Diskontsenkung, steuerliche Erleichterungen, Dauersubventionen und, als letztes und drastischstes Mittel, die wirtschaftliche Reglementierung durch den Staat.

Es würde zu weit führen, die vielfältigen Ursachen zu beleuchten, die zur Auslösung konjunktureller Spannungen führen.

Die derzeitige Situation,

die unseren Wirtschaftsexperten Sorge macht, ist die Tatsache, daß durch die eingangs genannten Schwierigkeiten unser Industrieexport gefährdet ist. Die Rohstoffpreise der Überseeländer sind so weit gesunken, daß diese nichts oder nur noch wenig kaufen können. Unsere Exportpreise erweisen sich möglicherweise als zu hoch, und es besteht die Gefahr, daß wir auf unseren Exportgütern sitzenbleiben. So könnten auch wir, die wir bisher von der Konjunkturkrise wenig merkten, in den Strudel mit hineingezogen werden. Um die Gefahr nicht nur von uns, sondern von der gesamten freien Wirtschaft abzuwenden, wird es, nach fachkundiger Ansicht, notwendig sein, die wirtschaftlich unterentwickelten Rohstoffländer mit starken finanziellen Hilfen zu stützen.

K. J.

Wohin wandert der Walzstahl?

In der Verarbeitung von Walzstahl gewinnen die von dem Hauptproduktionszentrum Rheinland-Westfalen weiter entfernten Gebiete an Gewicht. Das gilt vor allem für Süddeutschland. Nach Ansicht der Walzstahl-Vereinigung, die aufschlußreiche Hinweise für die industriellen Entwicklungstendenzen im Jahresbericht 1957 gibt, ist im gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings noch nicht abschließend festzustellen, inwieweit hier zufällige Ursachen, wie die größeren Bauvorhaben der ehemaligen Besatzungsmächte, wirksam gewesen sind. Ohne Zweifel sei jedoch der anhaltende Aufschwung der in den süddeutschen Ländern stark vertretenen Fahrzeugindustrie als eine wichtige Ursache anzusehen. Vielleicht darf diese Aussage sogar noch erweitert werden angesichts des bedeutenden Anteils der Produktion langlebiger Gebrauchsgüter, die in Süddeutschland erzeugt werden.

Von der

Gesamtversorgung des Inlandsmarktes

mit Walzstahlfertigerzeugnissen (ohne Edelstahl) gingen 1952 59,5 Prozent nach Nordrhein-Westfalen, 1957 waren

es nur noch 55 Prozent. Der Anteil von Baden-Württemberg stieg in der gleichen Zeit von 8,6 auf 10,3 und der von Niedersachsen von 7,4 auf 8,6 Prozent. Diese Verbrauchsumschichtungen sind von Gewicht für die Wettbewerbssituation am innerdeutschen Stahlmarkt. 1957 betrug der Anteil der vier süddeutschen Länder Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz und Hessen an der gesamten Walzstahlversorgung des deutschen Binnenmarktes 25,4 Prozent, der Anteil an der gesamten Einfuhr jedoch 63,6 Prozent. Nordrhein-Westfalen nahm 55 Prozent der Gesamtversorgung auf, jedoch nur 26,5 Prozent der Einfuhr. Für den norddeutschen Markt einschließlich Westberlins lauten die beiden Zahlen 19,6 und 9,9 Prozent. Der eine ungewöhnliche Fülle von Prozentzahlen bietende Jahresbericht der Walzstahl-Vereinigung gestattet unter Heranziehung anderer Quellen immerhin auch die Berechnung einiger aufschlußreicher absoluter Zahlen. Danach stieg die

gesamte Marktversorgung

in Walzstahl-Fertigerzeugnissen, bestehend aus den Inlandslieferungen der deutschen Werke zuzüglich der Einfuhren, 1957 noch um 1,8 Prozent auf 14,14 (13,89) Mill. t. Da davon 1,64 (1,78) Mill. t aus der Einfuhr stammten, konnten die inländischen Walzwerke ihre Lieferungen noch leicht auf rund 12,5 (12,1) Mill. t steigern. Danach wurden nach Nordrhein-Westfalen insgesamt 7,77 Mill. t Walzstahl geliefert mit einem Einfuhranteil von 436 000 t. Auf dem süddeutschen Markt stellte von einer Gesamtversorgung von 3,59 die Einfuhr 1,05 Mill. t, in Norddeutschland von 2,77 Mill. t wiederum nur 163 000 t. Das ergibt für die drei genannten Gebiete Einfuhranteile an der Gesamtversorgung von 5,6 bzw. 29,1 und 5,9 Prozent. Die Vereinigung errechnet den

Einfuhranteil

der süddeutschen Länder im einzelnen mit 42,5 Prozent für Rheinland-Pfalz, 34,8 für Baden-Württemberg, 24,1 für Hessen und 20,0 Prozent für Bayern. Es müsse allerdings beachtet werden, daß die Saarwerke einen großen Teil des süddeutschen Marktes beliefern und daß diese Lieferungen noch als Einfuhren ausgewiesen werden.

Insgesamt wurden 1957 aus dem Saargebiet in die Bundesrepublik 565 000 t Walzstahl-Fertigerzeugnisse geliefert gegenüber 557 000 t und 598 000 t in den beiden Vorjahren. Mit einem Anteil von 34,4 Prozent stand das Saargebiet damit an der Spitze der Lieferländer, vor Luxemburg mit 24,7, Frankreich mit 16,7 und Belgien mit 9,3 Prozent. Die Luxemburger Lieferungen zeigen verhältnismäßig geringe Schwankungen, die belgischen hingegen sehr starke. Aus dritten Ländern (außerhalb der Montanunion) kamen im letzten Jahr nur 9,9 Prozent der gesamten Walzstahlimporte, an erster Stelle aus Österreich mit dem Schwergewicht bei Halbzeug, Breitband und Grobblech.



Theodor Blank :

„Ich bekenne mich zum Wohlfahrtsstaat“

Eine Anzahl Redakteure von Werkzeitschriften folgten einer Einladung der Bundesregierung zu einer Aussprache über die Arbeit der einzelnen Ministerien, die unter dem Leitsatz stand: „Werkzeitschriftleiter fragen die Regierung“. Für unsere Mitarbeiter am wichtigsten sind die Ausführungen des Bundesministers für Arbeit und Soziales, Theodor Blank, denen wir entnehmen:

Sozialordnung aus einem Guß

Wer über Sozialpolitik diskutieren will, muß die Probleme in ihrer Gesamtheit und in ihrer Verbundenheit untereinander sehen. Wir streben eine rechte Sozialordnung an und wollen nicht je nach Bedarf soziales Flickwerk schaffen. Damit ist gesagt, daß wir eine Sozialordnung möglichst aus einem Guß anstreben. In Zukunft wird sich mein Ministerium mit einem Personenkreis zusätzlich befassen müssen, mit dem es sich in der Vergangenheit niemals beschäftigt hat: mit den freien Berufen. In der Vergangenheit war die Hauptsorge, die sozialen Probleme vornehmlich für die unselbständig Tätigen zu lösen. Das wird auch in Zukunft eine Hauptaufgabe bleiben. Aber andere Aufgaben sind notwendigerweise hinzugekommen.

Wenn man eine Sozialpolitik aus einem Guß anstrebt, dann muß man eine Reihe von Grundsätzen aufstellen, an denen sich die Arbeiten in der Praxis ausrichten. Diese Grundsätze sollen nicht den Anspruch erheben, vollständig zu sein oder endgültige Lösungen zu beinhalten. Ich erhebe nicht den Anspruch darauf, der alleinige geistige Vater dieser Grundsätze zu sein. Sie haben sich vielmehr aus der sozialpolitischen Diskussion ergeben und finden weithin Zustimmung in der Öffentlichkeit. Es kommt mir darauf an, von diesen Grundsätzen her verbindliche Richtlinien für die Arbeit meines Ministeriums zu finden. Wir sind dabei nicht der Auffassung, daß uns allein etwas eingefallen ist. Jeder positive Beitrag, der aus der öffentlichen Diskussion auf uns zukommt, sei uns willkommen. Und nun zu den Grundsätzen selbst:

1. Die Sozialpolitik darf nicht Selbstzweck sein

Sie ist nur insoweit berechtigt, wie die Verhältnisse sie erfordern. Über allem steht die menschliche Freiheit. Was der Mensch für sich und die Seinen aus eigener Kraft bewältigen kann, ohne die Freiheit anderer zu beeinträchtigen, bedarf nicht der sozialpolitischen Regelung.

2. Die Sozialpolitik muß Helferin sein.

Sie soll dem Menschen dienen zur Entfaltung seiner Per-

sönlichkeit und bei der Bewältigung der Lebensrisiken, und sie soll auch sorgen für seine rechte Einordnung in die Gemeinschaft.

3. Die Sozialpolitik ist keine Arme-Leute-Politik

Zwar hat die Sozialpolitik begonnen mit dem Bemühen um den unselbständigen, abhängigen, mehr als armen Lohnarbeiter der Frühindustrialisierung. Sie hat dabei große Erfolge errungen. Aber es gibt heute Sozialprobleme auch im Bereich der Selbständigen und der freien Berufe. Die Sozialpolitik kann sich daher nicht mehr erschöpfen in der Sorge um die Arbeitnehmer. Sie muß sich vielmehr bemühen um die rechte Ordnung der ganzen Gesellschaft.

4. Die Sozialpolitik darf die Freiheit und die Verantwortung des einzelnen nicht aufheben

Wir haben daher bei allen sozialpolitischen Maßnahmen zu prüfen, ob wir damit nicht die Freiheit der Persönlichkeit unnötig einengen oder sogar aufheben. Ebenso darf die Eigenverantwortung nicht gemindert werden. Eine Gesellschaft, in der Freiheit und Verantwortung aufgehoben sind, ist keine Gesellschaft mehr, sondern eine gestaltlose Masse.

5. Sozialpolitik ist nicht nur Aufgabe des Staates und seiner Organe

Zwar können nur die verfassungsmäßig zuständigen Organe Sozialgesetze erlassen, aber damit ist noch keine soziale Ordnung geschaffen. Es kommt darauf an, daß vor allem die Sozialpartner in Selbstverantwortung das rechte Verhältnis zueinander herstellen. Ohne die Mithilfe der Sozialpartner kann keine neue Sozialordnung entstehen.

6. Alle Sozialpolitik ist eng verknüpft mit der Wirtschafts- und Währungs politik

Die Sozialpolitik findet ihre Grenze in der Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit. Sie darf daher die Quellen des Wohlstandes nicht verschütten. Alle soziale Sicherheit ist dahin, wenn die Währung schwindet.

7. Die Sozialpolitik soll der Wohlfahrt aller dienen, den sozialen Rechtsstaat gestalten

Das heißt nicht, dem Menschen ein risikoloses Dasein versprechen. Aber es heißt, daß eine Sozialordnung geschaffen wird, in der jeder einzelne Mensch sich wohl fühlen und bewähren kann.

Ich bekenne mich zum Wohlfahrtsstaat. Nach der christlichen Soziallehre ist es Aufgabe des Staates, das Wohl aller zu fördern. Das heißt aber nicht, ich wiederhole es, jedem ein risikoloses Dasein zu versprechen.

Vordringliche Aufgaben . . .

Auf dem Gebiet des Sozialversicherungsrechts wird in der kommenden Zeit eine ganze Reihe vordringlicher Aufgaben zu bewältigen sein. Die wichtigsten sind wohl die Reform der gesetzlichen Krankenversicherung, der gesetzlichen Unfallversicherung und die Fortentwicklung des Rentenversicherungsrechts.

. . . in der Krankenversicherung

Zur Zeit beschäftige ich mich unentwegt mit Besuchern, die mit mir über die Reform der Krankenversicherung sprechen. Es kommen zu mir die Vertreter der Arbeitgeber, der Gewerkschaften, der ärztlichen Organisationen, der Versicherungsträger selbst, die alle von der Sache her ein bestimmtes Interesse haben und sachliche Beiträge liefern wollen. Mit aller Klarheit möchte ich eines vorweg feststellen: Wer der Auffassung ist, daß sich diese Reform mühelos dadurch gestalten ließe, daß der ange-

spannten finanziellen Lage der Krankenkassen durch Erhöhung der Beiträge beizukommen wäre, befindet sich auf einem Irrwege.

Die gegenwärtige Belastung des Lohnes

durch Sozialbeiträge beträgt 28 bis 30%: 14% für die Invalidenversicherung, bis zu 9% für die Krankenversicherung, 2% in der Arbeitslosenversicherung, 1% für das Kindergeld und die Umlage für die Unfallversicherung mit etwa 2 1/2%. Ich meine, daß damit die Grenze der sozialen Belastung des Lohnes erreicht ist. Wenn man reformieren will, dann geht es nicht über die Erhöhung der Beiträge. Da muß man sich schon etwas anderes einfallen lassen. Wer vorschlägt, etwa öffentliche Mittel einzusetzen, der vergißt, daß die Krankenversicherung eine eigene Einrichtung der Versichertengemeinschaft mit Selbstverwaltung und Mitverantwortung ist. Auch hier wie auf allen anderen Gebieten möchte ich den Grundsatz durchsetzen: Leistungsverbesserungen dort, wo sie notwendig und sinnvoll sind.

Wir wollen keinen Rückschritt

Dort, wo es nicht so notwendig ist, darf man der Verantwortlichkeit des einzelnen mehr überlassen. Diesen Weg werde ich versuchen zu gehen. Sie alle wissen, daß die Leistungen nach längerer Krankheit absinken und bis zur Aussteuerung führen. Ich halte dies für falsch. Gerade bei längerer Krankheit ist die Not größer und die Gemeinschaftshilfe vordringlicher. Hier sollen Leistungsverbesserungen eintreten und z. B. auch ein nahtloser Übergang von der Krankenversicherung zur Rentenversicherung gefunden werden. Daneben wird es notwendig sein, der Frage der Selbstbeteiligung des einzelnen näherzutreten, ob wir wollen oder nicht. Sie wissen, daß 80% der deutschen Bevölkerung von der gesetzlichen Krankenversicherung erfaßt werden, und mögen daran die Größe der Probleme ermessen, die es zu lösen gilt.

Neugestaltung der Unfallversicherung

Wie Sie wissen, habe ich vor einiger Zeit den Verbänden und der deutschen Öffentlichkeit einen Entwurf zur Neugestaltung der Unfallversicherung vorgelegt. Ich verfolge jetzt die Diskussion in der Öffentlichkeit. Nach ihrem Abschluß werden wir unseren Entwurf noch einmal überprüfen, gegebenenfalls umarbeiten und ihn so allmählich kabinettstreu machen. Auch hier möchte ich einigen merkwürdigen Vorstellungen begegnen. Man glaubt, der Not der Krankenversicherung dadurch beikommen zu können, daß man ihr möglichst viele Aufgaben wegnimmt und sie der Unfallversicherung überträgt. Dieses Spiel von der einen Tasche in die andere, so reizvoll es sein mag, geht nicht. Bei erhöhten Ausgaben in der Unfallversicherung müßten dort die Umlagen erhöht werden. An dem Tatbestand, daß hierdurch wieder die Gesamtbelastung des Lohnes erhöht würde, würde das nichts ändern. Was nun aber einmal an Beiträgen abfließt, kann sich in der Lohnrüte nicht wiederfinden.

In der Unfallversicherung haben wir zunächst

das Problem der kleinen Renten

Diese möchte ich für die Zukunft unter gewissen Umständen abschaffen. Selbstverständlich soll der Schaden zunächst durch Heilbehandlung beseitigt werden. Auch soll der Anspruch als solcher nicht verlorengehen, besonders dann nicht, wenn sich später doch größere Auswirkungen ergeben, als zunächst angenommen werden konnte. Aber es gibt eine große Anzahl von Fällen, in denen bei diesen kleinen Unfällen das Einkommen in keiner Weise geringer

als vor dem Unfall, in manchen Fällen nach erfolgter Umschulung u. U. sogar höher als vor dem Unfall ist. Es ist nicht einzusehen, daß in solchen Fällen eine Rente bis ans Lebensende gewährt wird. Das erscheint mir sozialpolitisch nicht sinnvoll, und ich werde vorschlagen, diese Renten für die Zukunft abzuschaffen.

Dafür möchte ich, daß in den schwereren Fällen die Leistungen besser und sinnvoller gestaltet werden. So denke ich daran, durch eine

Abfindung in Höhe mehrerer Jahresrenten

für den einzelnen die Möglichkeit zu schaffen, einen ersten Schritt zur Bildung von persönlichem Eigentum zu tun, etwa durch den Erwerb eines Grundstückes, durch Abschluß eines Bausparkassenvertrages u. ä.

Auch die Verbesserung der Leistungen in den schwersten Fällen muß neu durchdacht werden. Z. Z. werden in solchen Fällen Renten von 66 2/3 % des letzten Einkommens gewährt. Ob hier eine generelle Erhöhung sinnvoll ist, erscheint fraglich, da in diesen Fällen zumeist auch der Anspruch an die Invalidenversicherung eintritt. Hier werden dann die Anrechnungsbestimmungen wirksam. Es sollte der Grundsatz bestehenbleiben, daß durch Leistungen aus der Sozialversicherung insgesamt kein höheres Einkommen erzielt werden kann, als es vorher möglich war oder, bei jungen Menschen, als es nach Ausbildung, Leistung und Fähigkeit des einzelnen zu erwarten war. Das Arbeiten muß von der Einnahmenseite her noch immer interessant bleiben.

Rentenversicherungen müssen angepaßt werden

Wenn ich mich jetzt den Rentenversicherungen zuwende, so gilt es hier, die Verpflichtung zur Anpassung der laufenden Renten an die Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse einzulösen. Die Anpassung erfolgt unter Mitwirkung des Sozialrates, der vor kurzem berufen und jetzt an der Arbeit ist. Er wird im Herbst dieses Jahres sein Gutachten vorzulegen haben, auf Grund dessen der Bundestag zu entscheiden hat, ob und in welchem Umfang eine Anhebung der laufenden Renten erfolgt.

Die Neuregelungsgesetze schreiben sodann den Erlaß einer Reihe von Durchführungsverordnungen vor, die entweder einmalig oder jährlich zu erlassen sind. Die in den Gesetzen vorgesehene jährliche Veränderung der allgemeinen Bemessungsgrundlage im Zuge der Produktivitäts- und Einkommensentwicklung verlangt eine ständige Prüfung der Veränderung der Bezugsgrößen für die Rentenberechnung und die Ausarbeitung der erforderlichen Rechtsordnungen zur Angleichung der gesetzlichen Rentenversicherungen an die sich ändernden wirtschaftlichen Daten.

Ferner verpflichten die Rentengesetze dazu, alle 2 Jahre, erstmalig für den 1. Januar 1959, versicherungstechnische Bilanzen aufzustellen. Zur Aufstellung der versicherungstechnischen Bilanzen in den gesetzlichen Rentenversicherungen werden künftig noch viel umfangreichere Vorarbeiten geleistet werden müssen als bisher.

Selbstverwaltungsrecht hat Mängel

Vor uns liegt eine Aufgabe, der ich mich mit besonderer Freude unterziehen werde: die Neufassung des Selbstverwaltungsgesetzes. In seiner jetzigen Fassung weist es eine Reihe von Mängeln auf. Es handelt sich hier um eine umfangreiche und schwierige Materie. Selbstverwaltung kann nicht theoretisch gelernt, sondern muß praktisch geübt werden. Mehr als in der Vergangenheit muß es der Öffentlichkeit klarwerden, daß alle Versicherungseinrichtungen in die Verantwortlichkeit der Versicherten-

gemeinschaft selbst gelegt sind und sich der Staat über seinen Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung nur ein Aufsichtsrecht vorbehalten hat. Es geht nicht an, immer dann von Selbstverwaltung zu sprechen, wenn eine finanziell günstige Lage die Bewilligung von Mehrleistungen ermöglicht — wenn aber die Lage das Umgekehrte erfordert, dann zu erklären: Das bleibt psychologisch zu schwer, hier müsse der Bundesarbeitsminister eingreifen. Das mache ich nicht mit. Ich entlasse keinen aus der Verantwortung.

Das Versorgungsrecht . . .

Auf dem Gebiet des Versorgungsrechtes möchte ich zunächst feststellen, daß wir gegenwärtig hier eine Ausgabe von 3,8 Milliarden DM zu verzeichnen haben. Ich bin im Deutschen Bundestag attackiert worden, daß ich im Haushaltsvoranschlag 60 Millionen DM weniger eingesetzt habe als im vergangenen Jahr, und man hat mir den Vorwurf gemacht, daß ich damit die Leistungen schmälere. Das ist keineswegs der Fall. Ich kann nur das ausgeben, wozu ich gesetzlich verpflichtet bin. Wenn der Kreis der Versorgungsberechtigten, insbesondere auf dem Gebiet der Waisenrenten, abnimmt, so bin ich verpflichtet, entsprechend geringere Ausgaben in meinen Voranschlag einzusetzen. Damit ist die Frage einer Reform nicht angeschnitten. Angenommen, der Bundestag beschließt Erhöhungen auf diesem Gebiet, dann muß er auch zur Deckung der entstehenden Mehrkosten den Nachtragshaushalt entsprechend beschließen. Was soll ich aber dazu sagen, wenn mir von Verbänden Vorschläge unterbreitet werden, die zu den jetzigen 3,8 Milliarden DM einen Mehraufwand von 4 Milliarden DM vorsehen? Ich möchte schon jetzt aussprechen, daß dies nicht im Bereich des Möglichen liegt, wenn uns nicht die Währung unter den Händen zerrinnen soll.

. . . braucht eine Reform

Für die Reform selbst erscheinen mir folgende Punkte von Bedeutung:

1. die Gestaltung des Rentensystems,
2. die Anrechnung des sonstigen Einkommens,
3. die stärkere Berücksichtigung des Berufsschadens,
4. die Veränderung der Leistungen,
5. die Änderung der Vorschriften über Heilbehandlung und über Kapitalabfindung.

Zur Zeit liegt ein Entwurf zur Neuordnung des Versorgungsrechtes nicht vor. Das liegt nicht daran, weil wir etwa zu faul wären. Wir sind wohl das Ministerium mit den meisten Beiräten, und ich bin den Mitgliedern dieser Beiräte für ihre verantwortungsbewußte Sacharbeit dankbar. So haben wir auch einen Beirat für die Kriegsoferversorgung. In ihm ist die Arbeit noch nicht so weit gediehen, daß ich einen Entwurf der Öffentlichkeit vorlegen kann. Soweit aber die Reform Mehrleistungen bringen wird, werde ich von mir aus versuchen, auch hier den Grundsatz zur Geltung zu bringen, dort mehr zu leisten, wo es notwendig und sinnvoll ist, und nicht einer generellen Erhöhung für alle das Wort reden.

Mitbestimmung wird nicht geändert

Ich werde oft gefragt, ob ich zum Beispiel die Mitbestimmung bei Kohle und Stahl ändern will. Auf meine Frage: „Wie stellen Sie sich diese Änderung vor?“ erhalte ich die unterschiedlichsten Antworten: weiterer Ausbau des Mitbestimmungsrechtes — Aufhebung des Mitbestimmungsrechtes. Ich werde beiden Seiten diesen Gefallen nicht tun. Ich denke nicht daran, an den Gesetzen über die Mitbestimmung bei Kohle und Stahl, über die Be-

triebsverfassung und über die Personalvertretung irgend etwas zu ändern. Das braucht nicht für alle Zeiten zu gelten. Aber für den Augenblick halte ich diese Gesetze für ausreichend. Hier ist ein Gebiet, auf dem sich die Sozialpartner bewähren können.

Auch die Lohnfrage möchte ich mit Freimut behandeln. Im vergangenen Jahre sind eine Reihe von Tarifikündigungen, insbesondere auf dem Gebiet der Textil- und der eischaffenden Industrie, erfolgt. Es besteht kein Zweifel, daß die Lohnaufbesserungen nicht mehr das Ausmaß der vergangenen Jahre erreichten. Hier kommt klar zum Ausdruck, daß das Wachstum der Wirtschaft nicht mehr so rasant ist wie in den früheren Jahren.

Man trat sofort mit dem Verlangen an mich heran, das Tarifvertragsgesetz zu ändern. Ich habe das abgelehnt und gedenke, das auch in Zukunft zu tun.

Ich halte an der Tarifautonomie der Sozialpartner fest

Ich bin ein Gegner des Gedankens der Zwangsschlichtung und nachfolgender Verbindlichkeitserklärung. Ich werde aber alles tun, was dazu führt, die Sozialpartner einander näherzubringen und den Partnerschaftsgedanken zu entwickeln. Ich hielte es für gut, wenn die Sozialpartner hinsichtlich ihrer eigenen Schlichtungsmöglichkeiten das Verfahren von sich aus zu verbessern suchten.

Ich würde mich allerdings freuen, wenn die Sozialpartner bei der Gestaltung der Tarifverträge moderner dächten als bisher. Die Investitionsquote muß gehalten, wenn nicht noch gesteigert werden. Ich brauche hier nur an die Automation zu erinnern. Eine Vernachlässigung der Investition zugunsten der Lohntüte gäbe ein schreckliches Erwachen:

Investitionen von heute sind Arbeitsplätze von morgen

Ich halte es aber an der Zeit, daß in den aus Erfahrung vieler Jahre gewachsenen Tarifverträgen auch dem Gedanken der Eigentumbildung Rechnung getragen wird. Man sollte den Arbeitnehmer in gleich welcher Form an dem Zuwachs des Produktivkapitals beteiligen.

Das meint die SPD

Die Erklärungen des Bundesministers Blank hinsichtlich der Neuregelung der Unfallversicherung haben inzwischen in einem Regierungsentwurf ihren Niederschlag gefunden. Gegen die meisten Bestimmungen wendet sich die sozialdemokratische Bundestagsfraktion. Kritisiert wird insbesondere die Ausschaltung der Bagatellschäden. Nach der Regierungsvorlage sollen in Zukunft Unfälle mit einer Minderung der Erwerbsfähigkeit um weniger als 25 Prozent ohne Entschädigung bleiben. Das bedeutet nach Ansicht der Sozialdemokraten, daß in Zukunft die Hälfte, nämlich 45 Prozent aller Unfallrenten, fortfallen. Der Umstand, daß für die gegenwärtig gewährten Renten mit 25 Prozent Erwerbsminderung eine Abfindung gezahlt werden soll, sei „kein Ausgleich für das beabsichtigte Unrecht“.

Unerträglich sei auch die Bestimmung, die für Unfälle mit einer Erwerbsminderung zwischen 25 und 49 Prozent eine zwangsweise Kapitalabfindung in Höhe des fünffachen Jahresrentenbetrages vorsieht. Damit werde praktisch unterstellt, daß Menschen, die Unfälle auf der Höhe des Berufslebens erlitten haben, nur noch fünf Jahre zu leben hätten. Die SPD protestiert nachdrücklich gegen solche Bestrebungen. Die Unfallversicherung habe die Aufgabe, einen Ersatz für die Unfälle des Arbeitslebens zu gewähren, womit auch Haftpflichtansprüche gegen den Unternehmer abgegolten werden. Eine Neuregelung der Unfallversicherung, die derartige Unfälle von einer Entschädigung ausschließe, werde nicht den Gefahren des modernen Arbeitslebens gerecht und bleibe in ihrem Leistungsumfang hinter den Anfängen der deutschen Unfallversicherung zur Zeit Bismarcks zurück.

Die SPD-Fraktion begrüßt dagegen die Neuregelung (Dynamisierung) der Geldleistungen, bei der es sich im allgemeinen um die Übernahme von Vorschriften aus der Rentenversicherung der Arbeiter und Angestellten auf die Unfallversicherung handelt. Auf diese Weise werde einem alten Anliegen der SPD entsprochen.

Aufgaben der Gewerkschaft in der Gesellschaft

Der Vorsitzende des Landesbezirks Nordrhein-Westfalen des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Wilhelm Haferkamp, legte für unsere Mitarbeiter dar:

Lassen Sie mich zunächst das Thema etwas präziser formulieren. Ich möchte sprechen über die Aufgaben der freien und unabhängigen Gewerkschaften in der freien und unabhängigen Gesellschaft. Das mag vielleicht selbstverständlich erscheinen, wenn ein Vertreter des DGB, also einer freien und unabhängigen Gewerkschaft, in der Bundesrepublik, einer freien Gesellschaft, über dieses Thema spricht, aber dieser Zusatz schien mir für den Ausgangspunkt meiner Überlegungen grundlegend wichtig zu sein.

Lassen Sie mich weiter sagen, daß ich in diesem Sinne als freie und unabhängige Gewerkschaften ansehe: Gewerkschaften, die frei und unabhängig sind von Staat und politischen Parteien, selbstverständlich frei von den sozialen Gegenspieler, den Arbeitgebern.

Als freie Gesellschaft sehe ich eine Gesellschaft an in einem Staatswesen wie dem unsrigen, das nach der Verfassung und auch nach unserem Lebensstil ein demokratisches Staatswesen ist und ein sozialer Rechtsstaat sein soll.

Ich möchte dazu gleich eine Behauptung aufstellen, nämlich, daß die freien und unabhängigen Gewerkschaften *nur* in einer Demokratie, also in einem freien Staatswesen, bestehen können und daß andererseits die Gewerkschaften selbst die stärkste Stütze einer solchen freien Gesellschaft und einer solchen demokratischen Ordnung sind.

Ich darf mir erlauben, als Zeugen das Bulletin der Bundesregierung anzuführen, das unter der Überschrift „Die Gewerkschaften, Elemente der Demokratie“ schrieb:

„Die verantwortliche Mitträgerschaft der Gewerkschaften

gehört nun einmal zu einer allseits befriedigenden demokratischen Wirtschaftsordnung. Die Gewerkschaften sind kein Staat im Staate, aber ein notwendiges Element der Demokratie.“ Und ich meine, daß die Feststellung, die freien und unabhängigen Gewerkschaften können nur in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung bestehen und die freiheitliche Ordnung bedarf der Gewerkschaften als starker Stütze, bewiesen wird durch die geschichtlichen Verhältnisse, durch unsere eigene deutsche Vergangenheit und auch durch das, was wir jenseits des Eisernen Vorhangs sehen.

Wir können feststellen, daß die Diktatoren — gleich welcher Farbe — immer zuerst, nachdem sie an die Macht kamen, die freien Gewerkschaftsbewegungen vernichtet haben. Dabei haben sie keinen Unterschied gemacht, denken wir nur an das Beispiel in Deutschland vor 25 Jahren, ob es sich um freie, sozialistische oder christliche Gewerkschaften gehandelt hat. Die Gewerkschaften als solche, als demokratische Organisationen und wichtige Stütze des demokratischen Lebens, waren und sind den Diktatoren im Wege.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen weiteren Hinweis geben. Der Herr Bundespräsident Prof. Theodor Heuss hat auf dem Frankfurter Kongreß des DGB im Jahre 1954 in seinem Begrüßungswort davon gesprochen, daß die Gewerkschaften einen

„Wächterberuf gegen Diktaturgesinnungen“

auszuüben hätten. Diese Forderung scheint mir für unser Thema wichtig zu sein. Denn diesen „Wächterberuf gegen Diktaturgesinnungen“ haben meiner Meinung nach die Gewerkschaften

Wilhelm Haferkamp (rechts) im Gespräch mit Johannes Hoischen



nicht nur in der Abwehr von antidemokratischen Kräften. Sie haben ihn zuallererst im Aufbau einer gesellschaftlichen Ordnung in der Demokratie, in der Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit die tragende Fundamente sind.

In ihrer Arbeit das Gefühl für diese unverzichtbaren Werte innerhalb des Volkes lebendig und stark zu machen, ist die wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften. Es ist auch die Aufgabe unserer Zeit schlechthin. Es gilt, unserer Gesellschaft in ihrer Grundstruktur — und nicht nur an der Oberfläche — Festigkeit zu geben. Denn Festigkeit muß unsere Gesellschaftsordnung haben, um gegebenenfalls Belastungsproben wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Art begegnen zu können, die durchaus nach Zeiten wie der unsrigen mit ihrer relativen Ruhe und ihrem Wohlbefinden denkbar sind. Dann muß unsere Gesellschaft in ihrer Grundstruktur fest sein, dann muß dieses Bewußtsein für

Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit

vorhanden sein. Hier ist die Aufgabe für die Gewerkschaften und aller freiheitlichen und demokratischen Kräfte in unserem Volk.

Denken wir nur einmal zurück an den 8. Mai 1945. Dieser Tag war der Zusammenbruchstag einer der greulichsten Diktaturen, die die Menschheitsgeschichte bisher gesehen hat. Aber er ist nicht nur ein Datum des Zusammenbruchs eines staatlichen Ordnungsgebildes, eines militärischen und diktatorischen Machtapparates, dieser 8. Mai war das Ende eines moralischen Zusammenbruchs, in dem unser Volk von 1933 bis 1945 gelebt hatte.

Daß wir uns daran erinnern, ist wichtig, damit wir uns auch an die Schlußfolgerungen erinnern, die nach 1945 daraus für die gesellschaftspolitische Aufgabe in unserem Volk und insbesondere für die Aufgaben der Gewerkschaften gezogen worden sind. Was ist unter dem Eindruck der jüngsten Vergangenheit damals in den ersten Jahren nach 1945 nicht alles gesagt, geschrieben, erklärt, versprochen und proklamiert worden!

Wir alle erinnern uns, daß damals auf Grund der hinter uns liegenden schrecklichen Jahre bei allen Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik ein sehr starker Reformwille vorhanden war. Ich möchte einige Erinnerungen wachrufen:

Am 7. April 1946 erklärte der Vorsitzende der CDU der Britischen Zone, Oberbürgermeister a. D. Dr. Konrad Adenauer, der jetzige Bundeskanzler, zur Frage der Mitbestimmung der Arbeitnehmerschaft:

„Wir wollen

Beteiligung der Arbeiterschaft an Führung und Verantwortung,

und zwar nicht nur im Rahmen der Selbstverwaltungskörperschaften, sondern auch in den großen anonymen Kapitalgesellschaften, in denen das Eigentumsrecht mehr oder weniger an Einfluß hinter dem Direktionsrecht zurückgetreten ist.“

Zum Problem der Verhinderung wirtschaftlicher Machtzusammenballungen erklärte zum 1. Mai 1946 Johannes Albers:

„Durch die Demokratie ist ein neues, sozialistisches Besitzrecht zu schaffen, welches die dazu reifen Betriebe, wie Bergwerke, Werke der Energiewirtschaft, der Chemie, Großenunternehmen, Banken, Versicherungen und Schifffahrt sowie die großen gemeinnützigen Unternehmen, in den Gemeinbesitz überführt bzw. unter öffentliche Kontrolle stellt.“

Und zur Frage des grundsätzlichen Strukturwandels unseres Wirtschaftssystems heißt es im Ahlener Programm:

„Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden. Nach dem furchtbaren politischen und sozialen Zusammenbruch als Folge einer verbrecherischen Machtpolitik kann eine

Neuordnung von Grund auf

erfolgen.“

Auf dem Bochumer Katholikentag im September 1949 wurde erklärt: „Die katholischen Arbeiter und Unternehmer stimmen darin überein, daß das Mitbestimmungsrecht aller Mitarbeitenden bei sozialen, personellen und wirtschaftlichen Fragen ein natürliches Recht in gottgewollter Ordnung ist, dem die Mitverantwortung aller entspricht. Wir fordern eine gesetzliche Festlegung. Die gegenwärtige Eigentumsverteilung widerspricht der sozialen Gerechtigkeit und gefährdet die Einrichtung des Privateigentums überhaupt. Das kleinere und mittlere Eigentum ist zu schützen, übergroße, das Gemeinwohl bedrohende wirtschaftliche Macht in den Händen einzelner muß aufgelöst werden.“

Und das Grundgesetz und die Verfassung unseres Landes Nordrhein-Westfalen weisen noch heute Artikel auf, nach denen

die Überführung von Grund und Boden, Naturschätzen und Produktionsmitteln zum Zwecke der Vergesellschaftung in Gemeineigentum möglich ist (Artikel 15 Grundgesetz) sowie die Überführung von Großbetrieben oder Grundstoffindustrien in Gemeineigentum.

Ich habe so ausführlich hier zitiert, weil ich daran erinnern wollte, daß damals in weitesten Kreisen und bei allen, die verantwortlich und gestaltend tätig waren,

ein echter Reformwille

vorhanden war und man aus diesen Zitaten erschen kann, daß es darum ging, eine strukturelle Wandlung in unserer Gesellschaft herbeizuführen, um ihr von der Struktur her Festigkeit zu geben und Gefahren auszuschließen, von denen man wußte und bitter erfahren hatte, daß sie vor 1933 den Weg zum Nationalsozialismus neben anderen Faktoren mit ermöglicht hatten. Alle diese Erklärungen gründeten sich auf eine ernsthafte Erforschung der deutschen Geschichte und können nicht als leichtfertige Parole abgetan werden.

Wenn wir nun versuchen, unseren heutigen Standort im Vergleich zu diesem Bemühen nach 1945 zu bestimmen, dann muß man feststellen, daß wir uns von der Verwirklichung dieses Reformwillens immer mehr entfernt haben. Denken wir doch nur an die Mitbestimmung, an die Entwicklung der Diskussion um die Mitbestimmung bis zu der nicht gelösten Frage der überbetrieblichen Mitbestimmung, denken wir nur an die einseitige Lösung des Industrie- und Handelskammergesetzes im Sinne der Unternehmer durch den Bundestag. Man könnte noch eine ganze Reihe anderer Beispiele anführen.

Der Weg geht von diesem großen Reformwillen weg.

Und an die Stelle dieses Reformwillens ist immer mehr die gefährliche und so oberflächliche Betrachtung getreten, daß es uns doch so gutgehe, daß wir ein Wirtschaftswunder hätten und daß wir einen hohen Lebensstandard haben.

Nichts gegen einen hohen Lebensstandard,

aber er ist nicht ausreichend. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, daß wir vor die Fassade eines glänzenden Wirtschaftswunders schauen. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, daß uns die Götzen Lebensstandard, Exportausweitung und Dividenden vorgesetzt werden oder wir sie uns selbst vorsetzen. Kühlschränke, Mopeds und Fernsehapparate sind schön, aber sie genügen nicht. Wir müssen uns darüber klarwerden, daß diese Werte Oberfläche sind, wichtige und schöne Oberfläche, zugegeben, aber doch nur Oberfläche. Und was ist, wenn sie einmal stürzen? Was würde geschehen, wenn diese Götzen eines Nachts von ihren Postamenten fielen? Wer garantiert uns, daß nicht eines Tages im Ruhrgebiet — wovon wir verschont werden mögen, das ist unser aller Wunsch und Hoffnung —, aber wer garantiert uns, daß nicht vielleicht eines Tages aus Ursachen, die wir nicht meistern können, eine Krise ausbricht und wir wieder einige Millionen Arbeitslose haben? Was dann? — Was dann mit diesen Götzen Lebensstandard usw.? — Helfen sie uns?

Besteht dann nicht die große Gefahr, daß die Podeste, auf denen sie gestanden haben, Tribünen für die Prediger anderer Götzendienste werden? Vielleicht Prediger des Umsturzes, Prediger gegen die freiheitliche Ordnung, Prediger für die Weltrevolution?

Ich meine, daß es eine wichtige Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß wir

Neuordnung von Grund auf,

daß unsere Gesellschaft nicht nur Zeiten des Wohlergehens ertragen kann, sondern daß eine Sozialstruktur entsteht, die es ermöglicht, u. U. auch schweren Belastungsproben ausgesetzt zu sein, wie es der Reformwille nach 1945 sah.

Es muß alles getan werden, um die großen Reformgedanken der damaligen Zeit, die ja nur wenig mehr als 10 Jahre hinter uns liegt, wieder lebendig zu machen. Ich weiß — und das erfüllt mich mit Genugtuung —, daß sich auch außerhalb der Gewerkschaften Kräfte regen, die an der Wiederlebung und Machung solcher Reformgedanken arbeiten. Wir müssen eine wahre Sozialreform anstreben und die — wie es im Ahlener Programm geheißen hat — Neuordnung in Wirtschaft und Gesellschaft von Grund auf.

Was besagt das?

Das bedeutet aus der Sicht der Gewerkschaften und der Arbeitnehmerschaft in allererster Linie, daß die Arbeitnehmer als voll gleichberechtigtes Glied in unsere Gesellschaft einbezogen werden.

Unter diesen Aspekten ist eine Reihe von gewerkschaftlichen Forderungen zu sehen.

Da ist die Forderung der Arbeiter nach Gleichstellung mit den Angestellten, die sich konkret z. B. in der Forderung nach Lohnfortzahlung für den Arbeiter im Krankheitsfalle äußert. Diese Forderung ist eine Erscheinungsform dieser Gleichstellung, aber eine wichtige. Man kann sie nicht abtun aus Krankheitsziffern und mit dem Hinweis auf Mißbräuche oder mit diffamierenden Witzen „Hast du deine Grippe schon genommen?“. Bei ihr geht es tiefer, bei ihr geht es letztlich um die

gesellschaftliche Gleichstellung der arbeitenden Menschen

als Folge einer soziologischen Entwicklung, die sich schon seit Jahrzehnten kundtut und die im Zuge der zweiten industriellen Revolution — um dieses Wort zu gebrauchen — immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Da ist die Frage der Eigentumsbildung, die ich hier nur kurz streifen will. Aber gerade sie ist für den strukturellen Standort der Arbeitnehmer von größter Bedeutung, da ihre Lösung eine wichtige Lösung des Problems überhaupt ist. Man kann sie ausweiten auf die Forderung, daß für die Arbeitnehmer der gerechte Anteil am Sozialprodukt sichergestellt werden muß, und das nicht nur im Wege der Lohnpolitik für die Zukunft, sondern auch bei der Betrachtung der seit der Währungsreform gebildeten Vermögen. Über die mehreren hundert Milliarden sind wir ja unterrichtet.

Da ist die Freizeitfrage, die eng zu der Einbeziehung der Arbeitnehmer als voll gleichberechtigtes und anerkanntes Glied unserer Gesellschaft gehört. Die gewerkschaftliche Forderung auf Verkürzung der Arbeitszeit muß unter diesem Gesichtswinkel gesehen werden, da nämlich die Freizeit für mehr Freiheit des Menschen dasein und geschaffen werden sollte. Da ist das für die Position der Arbeitnehmer in unserer Gesellschaft so

bedeutungsvolle Problem der Mitbestimmung,

das hier nicht unter dem wirtschaftlichen Aspekt gesehen werden soll, sondern hier erwähnt wird aus der Sicht der Mitverantwortung in unserer Gesellschaft, in die Arbeitnehmer in der Mitbestimmung eingebaut werden.

In der Lösung dieser Aufgaben und dieser Probleme liegt der tiefere Sinn und die große Bedeutung der gewerkschaftlichen Tätigkeit. Bei allem, was die Gewerkschaften sonst auf dem engeren Gebiet der Gestaltung der Arbeitsverhältnisse, der Lohnsituation, des Arbeitsrechts auch tun — in der Hauptsache geht es darum, die Arbeitnehmer in unserer Gesellschaft als Bürger nicht nur nach dem Wahlrecht, sondern auch in den anderen sozialen Bereichen fest zu verankern. Gelingt uns dies, dann geben wir unserer gesellschaftlichen Ordnung den größtmöglichen Grad an Festigkeit.

Die Gewerkschaften sind schon jetzt dabei, in aller Stille, und ohne darüber Propaganda zu machen, die Demokratie in einem solchen Sinne zu verlebendigen. Denken wir nur daran, welche große Zahl von Arbeitnehmern — beispielsweise als Mitglieder eines Betriebsrates oder Aufsichtsrates — in großer praktischer Verantwortung stehen.

Denken wir an das Gebiet der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung. Allein in unserem Lande sind in 800 Versicherungsträgern fast 25 000 Versichertenvertreter in Selbstverwaltungsorganen tätig. Ob man diese Tätigkeit an sich nun für sehr wichtig hält oder nicht, es geht in jedem Falle darum, daß die dort tätigen Menschen

in demokratischen Gremien Verantwortung

für andere tragen.

Denken wir an die Arbeitnehmervertreter, die als Richter in den Sozialgerichten oder Arbeitsgerichten tätig sind.

In allen diesen Gremien wird praktische Solidarität geübt und demokratische Verantwortung praktiziert.

Ich will aber noch auf ein anderes Gebiet kurz hinweisen, auf die Bildungs- und Schulungsmaßnahmen der Gewerkschaften, die auch in ihrer Gesamtheit darauf ausgerichtet sind, für die Bürger einer freien Gesellschaft die Möglichkeiten der Weiterbildung zu geben. Gerade dieses Gebiet ist für die Betrachtung unseres Themas „Die Aufgaben der Gewerkschaft in der Gesellschaft“ so wichtig, weil hier der Staatsbürger gefördert wird, der Verantwortung trägt, der Verantwortung in demokratischer Weise für andere übernimmt.

Aus dieser Sicht muß aber auch etwas gesagt werden zu der Aufgabe und zu der Chance der deutschen Gewerkschaften als Einheitsgewerkschaft. Wir wissen, daß in dieser Einheitsgewerkschaft Menschen der verschiedensten politischen und weltanschaulichen Richtungen zusammenkommen.

Das Problem in dieser Einheitsgewerkschaft

ist es, daß die Menschen, die aus den unterschiedlichsten Ordnungsvorstellungen herkommen, ihre Prinzipien in dieser Ein-

heitsgewerkschaft wahren und mit denen, die anders denken, *gemeinsam* Aufgaben lösen können. Das ist nur möglich, wenn alle an ihre Aufgaben in Achtung und Offenheit voreinander herangehen. Das geht nicht mit Leisetreterei. Das geht aber auch nicht mit pflaumenweicher Rücksichtnahme auf irgendeinen Querulanten. Das geht nur, indem man in Offenheit und Achtung voreinander miteinander spricht und miteinander das Gemeinsame aufsucht und das Trennende an den Rand schiebt. Ich bin davon überzeugt, daß diese Aufgabe nicht immer leicht ist. Seitdem der DGB besteht — er wurde 1949 in München gegründet —, sind 9 Jahre vergangen. In dieser Zeit kann noch kein abschließendes Urteil gesprochen werden, denn in dieser Gewerkschaft sind Traditionen vorhanden, die ebenso viele Jahrzehnte alt sind, wie Jahre jetzt vergangen sind, seitdem die Einheitsgewerkschaft besteht. Wahrscheinlich wird es sogar immer so bleiben, daß diese Einheitsgewerkschaft ein ständiges Bemühen jedes einzelnen sein muß — in Achtung und Offenheit voreinander. Ich meine, daß man diesen Prozeß am besten dadurch fördern kann, daß die freiheitlichen demokratischen Kräfte in unserer Gewerkschaft sich wirklich aktiv beteiligen, daß sie aktiv mitarbeiten und mitgestalten, daß sie da und dabei sind und die Gestaltung nicht irgendwelchen anderen überlassen.

Der Weihbischof Kampe von Limburg hat einmal von der Notwendigkeit der aktiven Präsenz, des aktiven Dabeiseins gesprochen. Das gilt für alle freiheitlichen demokratischen Kräfte. Wir dürfen uns nicht von irgendwelchen radikalen Randgruppen die Initiative aus der Hand nehmen lassen. Wir sind alle verpflichtet, in den Gewerkschaften

aktiv mitzuarbeiten und demokratisch mitzugestalten.

Aber wir müssen das *in* den Gewerkschaften tun und uns ganz entschieden dagegen verhalten, daß von außen her Steuerungsversuche — gleich, woher sie kommen mögen — in die Gewerkschaften hineinlanciert werden.

Wenn wir in den Gewerkschaften erst offen über das, was uns gemeinsam bewegt, sprechen, dann werden wir auch in zunehmendem Maße offen über Dinge sprechen können, in denen Differenzen bestehen mögen. Wie wir diesen Gedanken in Nordrhein-Westfalen praktizieren, mögen zwei Beispiele zeigen. Da sind erstens die Kurse, die wir seit Jahren mit dem Dominikanerkloster Walberberg, der evangelischen Akademie Haus Villigst und der Heim-Volkshochschule Friedrich-Ebert-Stiftung Bergneustadt durchführen. In dreiwöchigen Internatskursen werden Kollegen — hauptamtliche und ehrenamtliche — in diese Kurse geschickt, jeweils etwa 30 bis 40, die möglichst in einem oder anderthalb Jahren alle diese drei Stellen besuchen. Die Gestaltung dessen, was dort gelehrt und diskutiert wird, ist den Instituten völlig überlassen. Die Kollegen, die dorthin gehen, lernen also in Walberberg die katholische Soziallehre, von Fachleuten vorgetragen, kennen, in Haus Villigst die Vorstellungen der evangelischen Sozialethik und in Bergneustadt die sozialistischen Vorstellungen von

Ordnung in Gesellschaft und Wirtschaft.

Und was wir bisher von den Teilnehmern an diesen Kursen gehört haben, ist, daß sie zunächst einmal erklären: Wir wissen jetzt — selbst, wenn wir die Meinung nicht teilen, die wir gehört haben —, warum diese Meinung so ist, warum der andere dieser Überzeugung ist, auf welcher Basis sie beruht, wie er dazu kommt, das als richtig anzusehen. Und sie haben nunmehr — das ist das wichtigste — Verständnis für diese Meinung auch dann, wenn sie sie nicht übernehmen. Das ist ein Beispiel, das vielleicht nicht nur von den Gewerkschaften praktiziert werden sollte. Und noch eins. Was von den Teilnehmern immer wieder festgestellt wird, ist, daß in wichtigen Fragen der Wirtschafts- und Sozialordnung diese drei Bereiche ja u. U. völlig gemeinsame Auffassungen haben, daß es somit durchaus möglich ist, von gemeinsamen Dingen her zusammenzuarbeiten. Dies ist der wichtige Punkt, auf den ich schon eben hingewiesen habe. Wenn man

in wesentlichen Fragen ein gemeinsames Anliegen

sieht und gemeinsam denkt, dann kann man in zunehmendem Maße auch über Dinge sprechen und sie lösen, in denen man anderer Auffassung ist.

Zum anderen sind da die Forumveranstaltungen, die der Landesbezirk Nordrhein-Westfalen vor den Bundestagswahlen durchgeführt hat. In ihnen war den Kandidaten aller Parteien — unter der Voraussetzung, daß sie gemeinsam erschienen — die Möglichkeit gegeben, sich vor den Gewerkschaftsmitgliedern über ihre politischen Vorstellungen zu äußern. Unser Gedanke dabei ist — und den haben wir auch den Parteien mitgeteilt —, daß die Kandidaten der verschiedenen Parteien, gleichgültig,

ob sie in einzelnen Sachfragen andere oder unterschiedliche Auffassungen haben, durch ihr gemeinsames Auftreten in der Öffentlichkeit dokumentieren, daß sie eins gemeinsam haben, nämlich die Basis unserer freiheitlich demokratischen Ordnung. Ich glaube, daß das sehr wichtig ist, wenn man an manche Wahlreden denkt. Gerade wir in Deutschland haben es nötig, an solchen

gemeinsamen demokratischen Aufgaben

zu arbeiten, wobei es durchaus richtig ist, die unterschiedlichen Auffassungen in Einzelfragen scharf — aber hoffentlich immer fair — zu betonen und zu diskutieren.

Es wäre verantwortungslos und kurzsichtig, die Chancen, die durch die Möglichkeiten der Einheitsgewerkschaft für unsere Demokratie gegeben sind, zu zerstören, indem man die Einheitsgewerkschaft stört oder zu spalten versucht. Derartige Versuche, sie sind in ihrer praktischen Auswirkung bisher nicht allzu wichtig zu nehmen, sind meiner Meinung nach verantwortungslos und zeugen von sehr viel Fanatismus und sehr wenig Sachverstand. Sie sollten unterlassen werden, obwohl sie sich — davon bin ich persönlich überzeugt — ohnehin totlaufen werden.

Das gleiche gilt für die zu manchen Zeiten einsetzende politische und wirtschaftliche Propaganda, die sich in zunehmendem Maße bemüht, gegen die Gewerkschaften das Mißtrauen der öffentlichen Meinung vorzubringen. Auch die Kreise, die da-

hinterstecken, sollten sich klar darüber sein, welche Bedeutung die

Gewerkschaften in unserer demokratischen Ordnung

haben und daß sie, wenn sie die Gewerkschaft schwächen, unsere demokratische Ordnung schwächen.

Deshalb bin ich der Meinung, daß wir ständig daran zu arbeiten hätten, die Gewerkschaften, die freien und unabhängigen Gewerkschaften, stark zu machen, daß wir alle die Pflicht haben, in den Gewerkschaften eine demokratische Arbeit zu tun und lebendig zu erhalten, und daß wir alle auch die Pflicht haben, in der Gewerkschaftsbewegung auch Verantwortung zu übernehmen, sie mitzugestalten.

Das verpflichtet uns, die gewerkschaftliche Forderung nach einer Neuordnung von Grund auf in Wirtschaft und Gesellschaft überall zu stützen und zu fördern. Die Arbeitnehmer sollen nicht nur nach Wahlrecht und Lebensstandard, sondern durch volle Anerkennung in unserem Wirtschaftsleben zu gleichwertigen und gleichberechtigten Staatsbürgern gemacht werden.

Die Aufgaben der Gewerkschaften in der Gesellschaft können unter diesem Gesichtswinkel so formuliert werden: Sie haben eine wahrhaft freie und demokratische Ordnung aufzubauen und müssen diese Ordnung unerschütterlich stark machen — zum Wohl aller Menschen, die in dieser Ordnung leben.

Schichtschluß in das Wochenende





Morgen vielleicht schon für dich?

Wenn in diesen Wochen die Betriebsangehörigen unseres Werkes abermals zu einer freiwilligen Blutspende aufgerufen werden, so ergeht dieser Ruf an eine Belegschaft, die bisher die beachtliche Zahl von rund 650 Spenden erreichte und damit einen wesentlichen Beitrag für die Blutversorgung der Krankenanstalten des Landes Nordrhein-Westfalen geleistet hat.

Rechtzeitige Blutübertragung ist in vielen Fällen der einzige Weg, um das gefährdete Leben von Schwerverletzten und Kranken zu retten. Das gilt besonders bei starken Blutverlusten infolge von Unfällen, Geburten und Operationen, aber auch zur Stillung innerer Blutungen, zur Steigerung der körperlichen Abwehrkraft, bei Verbrennungen und Vergiftungen durch Industriegase, nicht zuletzt aber auch bei Kinderkrankheiten.

Mit Hilfe der Blutübertragung

ist es heute überhaupt erst möglich, langdauernde Operationen, wie Eingriffe am Herz oder an der Lunge, die in mehrstündiger Dauer oft zehn und mehr Übertragungen erfordern, vorzunehmen.

Nicht immer sind jedoch Blutspender in der ausreichenden Zahl zur Verfügung. Besonders des Nachts, in eiligen, lebensgefährdenden Fällen und bei Katastrophen ist es oft

unmöglich, schnell genug hilfs- und spendebereite Menschen mit der richtigen Blutbeschaffenheit zu finden.

Aus diesen Gründen ist die neue Art der Blutkonservierung aus der modernen Medizin nicht mehr wegzudenken und vielen Menschen zur Lebensrettung geworden.

Im Besitz der Erkenntnis, Frischblut auf dem Wege der Konservierung wenigstens für 21 Tage haltbar zu machen, ist man seit sechs Jahren, genau wie in allen zivilisierten Ländern der Welt, auch in der Bundesrepublik dazu übergegangen, Blutspendedienste einzurichten, in Werksgemeinschaften und Behörden, unter Männern und Frauen

freiwillige Blutspender

zu gewinnen, Spendetermine, oft mit Hunderten von spendebereiten Menschen, durchzuführen, das dabei gewonnene Blut zu sorgfältiger Untersuchung eigens dafür bereitgestellten Laboratorien zuzuführen und es dann den Krankenhäusern zu jederzeitigem Gebrauch auf Vorrat zur Verfügung zu stellen.

Der erste Blutspendedienst, der in der Bundesrepublik im Jahre 1952 seine praktische Tätigkeit aufnahm, war der Blutspendedienst der DRK-Landesverbände Nordrhein und Westfalen/Lippe. Getragen vom Vertrauen weitester Kreise der Bevölkerung, konnte er in Zusammenarbeit mit den freiwilligen Wohlfahrtsverbänden (der Arbeiterwohlfahrt, der Caritas und der Inneren Mission),

gefördert von den Gewerkschaften, bisher rund 290 000 unentgeltliche Blutspenden entgegennehmen.

Die in den Spendeterminen gewonnenen und in den Laboratorien des Blutspendedienstes untersuchten und nach ihren Blutgruppen bestimmten Blutkonserven werden in einem motorisierten Verteilerdienst, in Fällen, in denen es auf minutenentscheidende lebensrettende Hilfeleistung ankommt, auch durch Polizeifahrzeuge, 91 Depotkrankenhäusern zugeführt, von denen wiederum 430 Krankenhäuser Nordrhein-Westfalens versorgt werden, zu denen vor allem die großen Krankenhäuser des Ruhrgebietes, Knappschaftskrankenhäuser, Lungenkrankeanstalten, Frauenkliniken gehören.

Blut spenden kann jeder gesunde Mensch

vom 18. bis 65. Lebensjahr ohne Beeinträchtigung seiner Gesundheit oder in seinem Wohlbefinden und in seiner Arbeitskraft gestört zu werden. Die entnommene Blutmenge (bis zu 400 ccm) wird vom Körper flüssigkeitsmäßig binnen weniger Stunden ersetzt. Jeder Spendewillige wird vor der Abgabe auf seinen Gesundheitszustand und seine Spendefähigkeit vom Arzt überprüft.

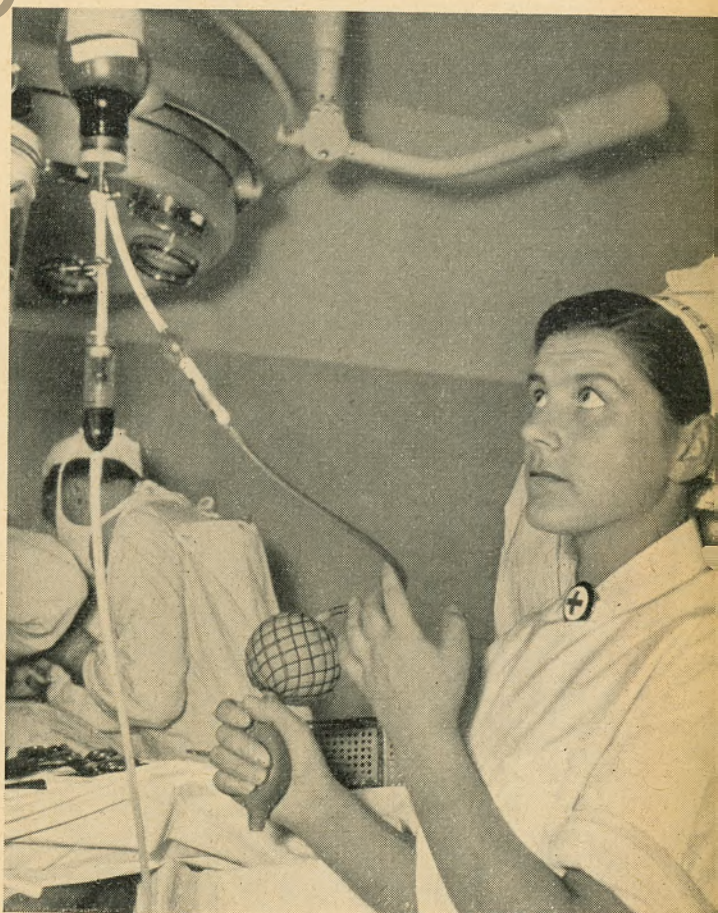
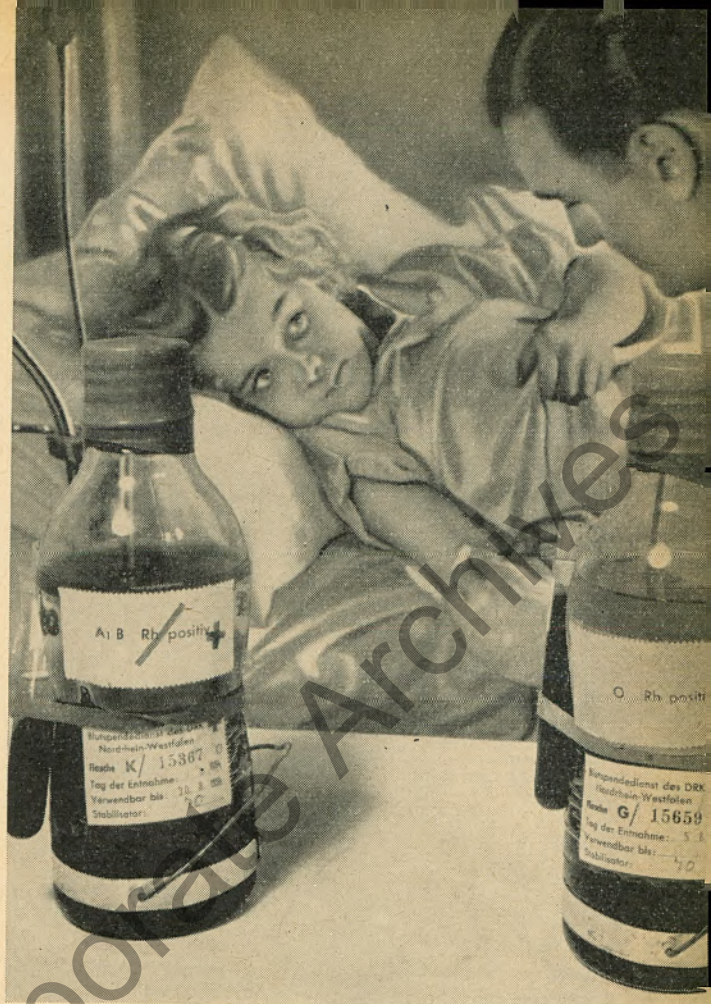
Die Blutentnahme dauert nur wenige Minuten. Sie erfolgt in einem Flaschensystem, in dem die Blutgerinnung verhindert und das Blut für eine begrenzte Zeit von etwa drei Wochen haltbar gemacht wird. Der Nadeleinstich in die Vene ist erfahrungsgemäß kaum spürbar. Die Spender erhalten nach einer anschließenden viertelstündigen Ruhepause Erfrischungen und sind danach sogleich in der Lage, ohne Leistungsminderung ihr Tagewerk wiederaufzunehmen. Jeder Blutspender erhält etwa drei bis vier Wochen nach der Spende einen Unfallhilfe- und Blutspenderpaß, in dem seine Blutgruppe eingetragen ist. In diesem Verfahren ist das bereitgestellte Blut bereits auf seine Blutgruppen- und Faktorenzugehörigkeit eingehend untersucht. Liegt darüber hinaus, wie in diesem Falle nach einer Blutspende, die Blutformel des Empfängers bereits fest, so können

im Falle lebensentscheidender Gefahr

kostbare Minuten gespart werden, die manchmal über Leben und Tod entscheiden. Jeder Werksangehörige, in Beruf wie Verkehr täglichen Unfällen- oder Erkrankungs-möglichkeiten ausgesetzt, sollte daher vorbeugend bestrebt sein, von dieser Möglichkeit einer kostenlosen Blutgruppenbestimmung Gebrauch zu machen. Spendewillige unter 21 Jahren werden gebeten, die Einwilligungserklärung der beiden Elternteile dem Entnahmearzt vorzulegen.

Der Blutspendedienst des Deutschen Roten Kreuzes beruht gemäß internationaler Übereinkunft ausschließlich auf freiwilliger, unentgeltlicher Basis. Was einer heute dem anderen in gesunden Tagen von seinem Blut gibt, kann er morgen — oder vielleicht seine Frau oder sein Kind — selbst brauchen. Und wie froh ist dann er oder einer seiner Angehörigen, wenn irgendwo ein unbekanntes junges Mädchen, ein Hüttenwerker oder Bergmann, eine Mutter oder ein Beamter irgendwo Blut gespendet hat, mit dem ihm vielleicht das Leben gerettet werden kann.

Es ergeht daher an alle Angehörigen unseres Werkes die Bitte, die gemeinnützige Aktion der freiwilligen Blutspende, nicht zuletzt im eigenen Interesse, tatkräftig zu unterstützen. Soll das Leben unserer eigenen Familienangehörigen vielleicht davon abhängen, daß man im entscheidenden Augenblick nicht einsichtig genug war, zu erkennen, daß Blutspender Lebensretter sind?





Sag' Deinen Vorschlag wenn Du nicht schreiben willst!

Es hat mancher einen guten Gedanken. Er weiß auch ganz genau: soundso läßt sich der Arbeitsvorgang an meiner Maschine vereinfachen, soundso kann ich etwas verbessern, spare ich Material, Arbeitszeit, fluppt alles besser.

Aber nicht jeder ist ein Meister der Feder, und nicht jedem ist es gegeben, seine Gedanken und Vorschläge klar und verständlich zu Papier zu bringen. Das braucht durchaus kein Nachteil zu sein, denn jeder braucht nicht alles zu können.

Im Gespräch dagegen kann jeder seine Gedanken, wenn auch manchmal etwas umständlich, ausdrücken, kann sagen, was er will und wie er es meint.

Wer einen Verbesserungsvorschlag hat — nun, eine zwanglose Unterhaltung an richtiger Stelle klärt bald, ob es sich um eine brauchbare Anregung handelt, ob es sich lohnt, sie ausarbeiten zu lassen.

Die richtige Stelle: der Leiter des Ausschusses für das Vorschlagswesen ist Dipl.-Ing. Sondermann, Kaliberwalzwerke (Ruf 47 37). Die Mitglieder des Ausschusses sind: Dipl.-Ing. Mikulla, Maschinenabteilung (Ruf 48 25), Dipl.-Ing. Joester, Neubauabteilung (Ruf 47 14), Ing. Freund, Lehrwerkstatt (Ruf 43 44) und die Mitglieder des Betriebsrates Baukloh, Bröckelmann, Büttig und Wolf. Sie geben gern jede Auskunft.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Günter Lunk, Halbzeugstraße: Durch die vorgeschlagenen Fettauffangkästen an der Warmschere I der Halbzeugstraße werden die Fundamente nicht mehr durch das Fett angegriffen.

Josef Dudek, Qualitätsstelle: Durch das Paßstück für den Schraubstock beim Sägen von Proben ist das Herstellen der Proben, die von zahlreichen Schmelzen genommen werden müssen, wesentlich erleichtert und beschleunigt worden, so daß die Analysen schneller fertiggestellt werden können.

Alfons Nieslony, Maschinenabteilung Halbzeugstraße: Das Handrad zum Umstellen der Weiche an der Fliegenden Schere in der Halbzeugstraße ist angebracht worden. Die Weiche kann jetzt schneller und gefahrloser umgestellt werden, als es bisher der Fall war.

Franz Kaesler, Maschinenabteilung Walzwerk I/III: Durch das Anbringen der vorgeschlagenen längeren Führungsstange an der Blockschrottzange Walzwerk I ist es jetzt möglich, daß der Schrott aus der Grube an der Blockschere entfernt werden kann, ohne daß die dort Arbeitenden sich auf den Boden der Grube herabziehen brauchen und sich dort größeren Unfallgefahren durch herabfallenden Schrott aussetzen.



Jubilare September 1958

50

KÖSTER, HEINRICH
Kaliberwalzwerke Zurichterei I

40

HEGERMANN, FRITZ
Versuchsbetriebe

KUHNT, GUSTAV
Maschinenabteilung

HOFFMANN, OTTO
Maschinenabteilung

DANGE, WILHELM
Kaltwalzwerk

RÖSLER, ALBERT
Maschinenabteilung

DUDEK, JOSEF
Versuchsbetriebe/Qualitätsstelle

FEIERABEND, JOHANN
Kaliberwalzwerke Zurichterei II

ROSENKRANZ, JOHANN
Maschinenabteilung

LIPPKE, FRITZ
Mechanische Werkstätten

25

BEER, ERICH
Mechanische Werkstätten

BEINFOHR, HEINRICH
Energiewirtschaft

NOCKEMANN, JOHANN
Kaliberwalzwerke Zurichterei II

DANNE, KARL
Thomaswerk

KRITTEMEIER, WILHELM
Elektrotechnische Abteilung

WILLDAU, VALENTIN
Hochofen

WICKE, HEINRICH
Kaltwalzwerk

LAMMERT, KARL
Elektrotechnische Abteilung

LORKEN, OTTO
Kaltwalzwerk

MADEMANN, EMIL
Kaltwalzwerk

OEL, PAUL
Maschinenabteilung

KORN, WILHELM
Betriebswirtschaft

NIKOLAI, ALBERT
Versuchsbetriebe/Qualitätsstelle

LEWANDOWSKI, EDUARD
Anlagenbuchhaltung

Verdienstvolle Mitarbeiter

Manfred Kunz, Maschinenabteilung Hochofen: Durch den Klopfer an der Kokstasche des Hochofens wird jetzt das mühselige Lockern der Koksfüllung, das sonst von Hand mittels Stangen usw. gemacht wurde, gefahrlos ermöglicht. Die bisherigen Arbeiten hier waren infolge der immer unsauberen und schlüpfrigen Treppen sehr gefahrvoll.

Josef Faber, Erzvorbereitung: Durch die Verbesserung an der Einsteigklappe in der Nachbrecherrutsche ist jetzt eine größere Sicherheit für die in der Brecherrutsche Arbeitenden erzielt. Die Reparaturen können leichter ausgeführt werden, ebenso ist das Reinigen der verstopften Kammern weniger gefährlich.

Erhardt Ewers, Halbzeugstraße: Die andersgeartete Wasserkühlung an der 1. Staffel der Halbzeugstraße macht es jetzt möglich, das Kühlwasser direkt auf die Kaliber zu leiten und hierdurch bei dem meistens geringen Wasserdruck eine genügende Kühlung zu erreichen.

Helmut Lippmann und Albert Bliese, Erzbrikettierung: Durch den aufgesetzten Gummistreifen an dem Auffangblech kann das Förderband jetzt nicht mehr so leicht beschädigt werden wie früher. Ebenso hat sich das federnde Durchlaßblech gut bewährt.

Friedhelm Kloth und Siegfried Mathies, Maschinenabteilung Hochofen: Die Entlastungszyylinder an den Winderhitzern der Hochöfen I—VI machen es jetzt möglich, die großen Schieber an den Winderhitzern leichter zu bedienen. Vorher erforderte dieses einen sehr großen Kraftaufwand und gab auch häufig zu Störungen Anlaß.

Paul Fülling, Maschinenabteilung Walzwerk III: Durch die Haltevorrichtung für die obere Walzenkupplung der Fertigstraße Walzwerk III wird das An- und Abkuppeln der Fertigstraße im Walzwerk III wesentlich erleichtert und beschleunigt. Dies ist sehr wichtig, um die Betriebsstillstände zu vermeiden.

Seid nett zueinander!



Ein Zeichner übertreibt gern und ist manchmal drastisch. Aber er wird von allen verstanden — wenigstens dann, wenn sie nur ein Fünkchen Humor haben.

Überall, wo Menschen zusammen sind, gibt es mal Meinungsverschiedenheiten, vielleicht sogar einen kräftigen Streit. Den gibt es noch leichter in einer großen Gemeinschaft, wie es beispielsweise eine Abteilung oder ein Betrieb ist.

Und nun sehen wir uns das Bild an: Wirken unfreundliche Worte, die vielleicht noch mit vollem StimmAufwand in die Gegend gebrüllt werden, nicht wie Keulenschläge auf empfindsame Gemüter, auch wenn sie am Streit unbeteiligt und nur leidende Zuschauer und Zuhörer sind?

Man kann alles freundlich und nett sagen, selbst dann, wenn man berechtigten Grund hätte, wie ein Urwaldmensch loszutoben.

Mit Freundlichkeit geht doch alles besser!

Arbeiten wir alle denn wirklich zuviel?

Ihr Deutsche arbeitet zuviel: Das wird im Ausland oft und meist vorwurfsvoll vermerkt. Häufig stellt man die angeblich zu lange Arbeitszeit als unfair und sogar sozial rückschrittlich hin. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Anerkennung für unseren Arbeitsfleiß.

Einer Delegation des Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde jedoch kürzlich auf einer Amerikareise eine Fülle von Material darüber vorgelegt, daß deutsche Waren wegen der zu langen Arbeitszeit wie auch der zu niedrigen Löhne bei uns in den USA zu billig angeboten werden könnten. Die deutsche Konkurrenz empfinde der amerikanische Arbeiter deshalb als unfair. Man forderte eine

Anpassung der deutschen Arbeitsbedingungen

an das amerikanische oder auch internationale Niveau.

Diese Anpassung steht, wie man weiß, auch im Rahmen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zur Debatte. Sie ist jedoch schon weiter fortgeschritten, als allgemein angenommen wird. Diese Anpassung erfolgte zwar in Deutschland nicht in einer so abrupten Form wie etwa in Frankreich 1936, als die Wirtschaft von heute auf morgen zur 40-Stunden- und 5-Tage-Woche übergehen mußte, aber doch in den letzten 2 Jahren in einem bemerkenswerten Tempo. Die 5-Tage-Woche, vor 2 bis 3 Jahren noch eine fast utopisch erscheinende Forderung, ist heute für mindestens 5 Mill. Beschäftigte eine Selbstverständlichkeit. Nach einer gewerkschaftlichen Erhebung arbeiten 12 Mill. weniger als 48 Stunden in der Woche.

Die 40-Stunden-Woche

ist allerdings eine Ausnahme. Immer üblicher wird die 45-Stunden-Woche, aufgeteilt auf 5 Tage, oder in den Betrieben, die wie Hochöfen eine Stilllegung nicht zulassen, die 40- oder 42-Stunden-Woche, wobei ein ausgeklügeltes System dafür sorgt, daß die Arbeiter sehr oft 2 Tage nacheinander völlig frei sind.

Ein deutscher Autor, Hans-Otto Wesemann, hat nun kürzlich ausgerechnet, daß eine große Zahl von Arbeitern im Jahr 134 freie Tage hat, also nur an 231 Tagen arbeitet, er hat also mindestens jeden 3. Tag frei. Einkalkuliert sind allerdings die Sonntage. Hinzu kommen 12 zusätzliche Feiertage, die auf Werktag fallen, mindestens 18 Arbeitstage Urlaub sowie die 52 freien Sonntage. Hat der Arbeiter oder Angestellte nur jeden 2. Sonntabend frei, oder arbeitet er an jedem Sonntabend nur einen halben Tag, dann käme er immerhin auf 108 freie Tage im Jahr. Oft kommen noch andere freie Tage hinzu, wie etwa der Haushaltstag der weiblichen Angestellten, die Sondervergünstigungen für die Schwerbeschädigten oder der Sonderurlaub für solche, die längere Zeit dem Betrieb angehören. Das Ergebnis, daß

jeder Deutsche an jedem dritten Tag frei

hat, ist also keineswegs konstruiert, gilt zwar noch nicht für die Mehrzahl der Arbeiter, aber doch für einen erheblichen Prozentsatz. Die deutsche

Die Abteilung Vorschlagswesen bittet alle Einsender von Verbesserungsvorschlägen, in ihrem Schreiben stets den Betrieb und die Abteilung anzugeben, für welche die Verbesserung vorgeschlagen wird. Wenn diese Angaben nicht gemacht werden, verzögert sich die Bearbeitung der Vorschläge durch die erforderlichen Nachfragen ganz erheblich.

Auch bittet die Abteilung Vorschlagswesen alle Einsender von Vorschlägen, falls sie nicht spätestens zehn Tage nach Abgabe ihres Vorschlages von der Abteilung Vorschlagswesen eine Empfangsbestätigung erhalten haben, sich telefonisch mit Frl. Starke, Tel.-Nr. 67 59, oder Dipl.-Ing. Sondermann, Tel.-Nr. 47 37, in Verbindung zu setzen, damit die Angelegenheit geklärt werden kann.

Wenn dann auf dem Vorschlag auch noch das Datum der Abgabe, der Vor- und Zuname des Einsenders, möglichst in Block- oder Maschinenschrift, die Marken-Nr. und die Abteilung, in der er arbeitet, angegeben sind, dann ist die Abteilung Vorschlagswesen restlos zufrieden und verspricht dafür schnellste Bearbeitung des Vorschlages. Da es leider schon einmal vorgekommen ist, daß ein Schreiben verlorengegangen ist, bitten wir die Einsender, für sich vorsichtshalber von jedem Schreiben eine Abschrift zu machen, so daß wir notfalls darauf zurückgreifen können.

Es ist nicht notwendig, die Vorschläge erst den Vorgesetzten vorzulegen oder sie den Betriebsräten zur Weiterbeförderung zu geben. Am schnellsten gelangen die Schreiben zur Abteilung Vorschlagswesen, wenn sie in die dafür vorgesehenen Kästen an den Werkseingängen geworfen werden.

Der „Test“

In einem Betrieb wurde ein Arbeitspsychologe angestellt, der als erste Aufgabe drei junge Damen prüfte, von denen eine als Sekretärin ausgewählt werden sollte. Der zuständige Abteilungsleiter nahm an der Prüfung teil. An alle drei Damen wurden die gleichen Fragen gerichtet, zum Beispiel: „Was ist 2 und 2?“ Die erste antwortete darauf: „4“, die zweite: „Man kann auch 22 annehmen“, die dritte: „Das kann sowohl 4 als auch 22 sein.“ Als die Prüflinge das Zimmer verlassen hatten, sagte der Arbeitspsychologe zum Chef: „Hier haben Sie ein gutes Beispiel dafür, wie die moderne Psychologie den Charakter eines Stellungsuchenden enthüllt. Die erste junge Dame hat eine unmittelbare, die zweite eine mittelbare und die dritte eine intrigante Intelligenz. Welche von ihnen ziehen Sie vor?“

„Tja“, meinte dieser, „ich glaube, ich nehme die Blonde mit den blauen Augen!“

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter trägt beim Schweißen immer eine Schutzbrille!

Öffentlichkeit hat sehr überrascht von dieser Schrift Wesemanns Kenntnis genommen, denn es ist auch bei uns viel zuwenig beachtet worden, wieviel mehr Freizeit durch die Gesetze und Tarifverträge der letzten Zeit entstanden ist.

Weil die Kürzung der Arbeitszeit nicht mit einer Ermäßigung des Lohn- und Gehaltseinkommens verbunden sein durfte, im Gegenteil meist mit der Kürzung der Arbeitszeit zusätzlich auch noch eine Erhöhung der Löhne vereinbart wurde, bedeutet diese Entwicklung für die deutsche Industrie eine erhebliche Belastung. Die Abschwächung der Konjunktur wird auch hierauf zurückgeführt. Außerdem macht sich für Teile der Industrie, besonders für die mittlere und kleinere und das Handwerk, als negative Seite das

Ansteigen der Schwarzarbeit

bemerkbar, das sicherlich nicht so umfangreich ist, wie manchmal behauptet wird. Immerhin: Der Deutsche ist nun einmal nicht ein solcher Lebenskünstler wie etwa der Franzose und kann sich nicht so schnell auf weniger Arbeit und mehr Freizeit umstellen. Zwar findet sein Tätigkeitsdrang oft einen Ausgleich im Schrebergarten mit kleiner landwirtschaftlicher Arbeit, auch vielleicht im Sport oder in der Familie, aber offensichtlich nicht in ausreichendem Umfange. Es wird eine sehr ernste Aufgabe — auch der Gewerkschaften — sein müssen, mit dafür zu sorgen und Mittel und Wege zu schaffen, daß die freie Zeit und das verlängerte Wochenende wirklich zu einer Freizeit werden.

Einem Jubilar

Schon fünfzehntausend Schichte
Gingst du zur Hütte hin.
Sie füllte deinen Sinn
Von Hoffnung zum Verzichte.

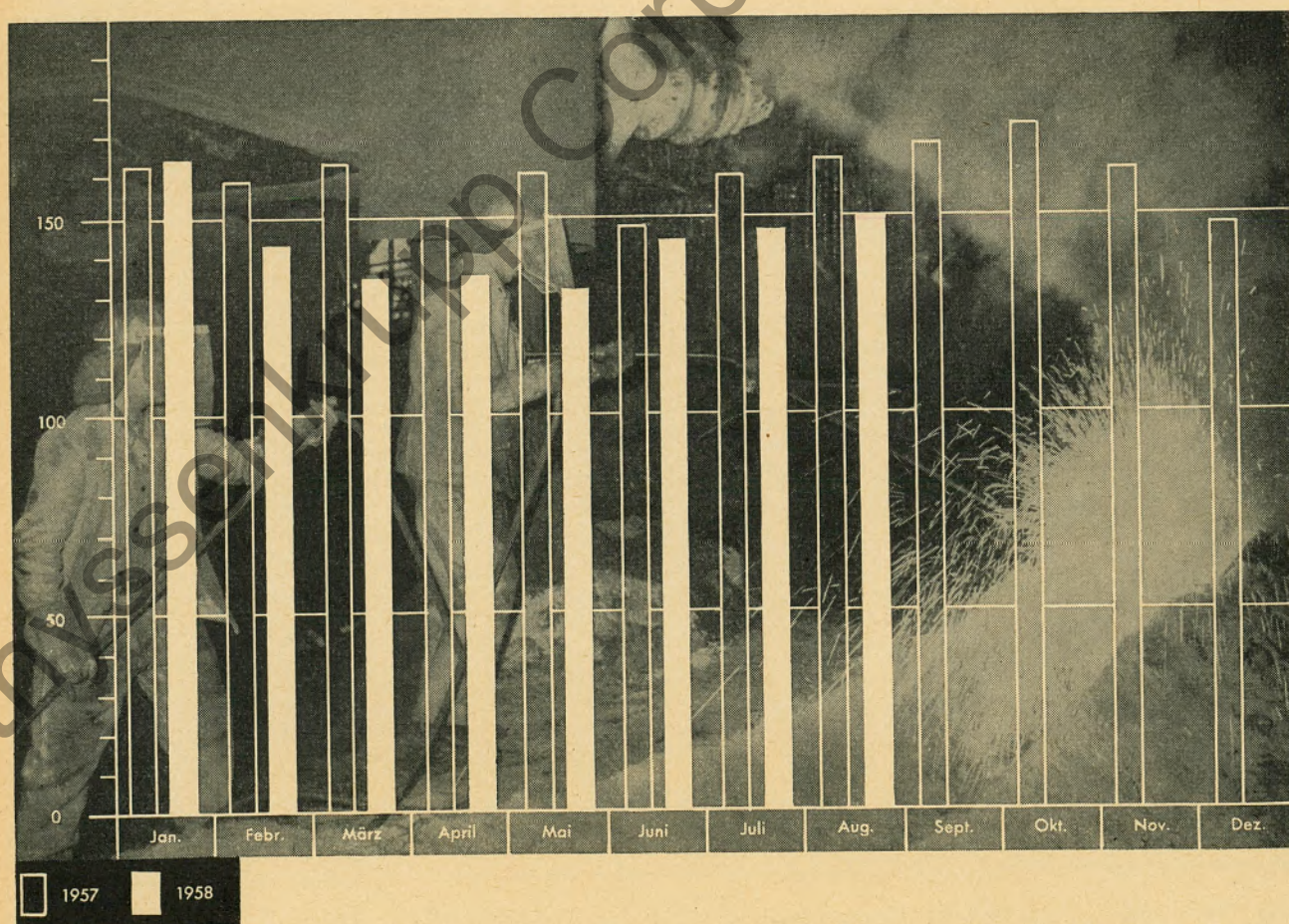
Und aber tausend Stunden
Dein Fuß das Pflaster spürt,
Auf das dein Weg dich führt.
Du wardst dem Stein verbunden.

Er wußte um die Schritte,
Die seine Buckel schliff.
Wenn die Sirene pff,ff,
Dann war dein Platz die Hütte.

Schon fünfzehntausend Schichte
Hast du den Weg gemacht,
Gingst in die Arbeitsschlacht,
Und Hoffnung führt zum Lichte.

Franz Kurowski

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t

Nachkriegshöchstleistung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123536 t

Die weitere Konjunktorentwicklung

Die derzeitige Kräftekonstellation läßt erwarten, daß sich das reale Wachstum des westdeutschen Sozialprodukts in der zweiten Jahreshälfte 1958 im Vergleich zum Vorjahr nicht weiter abschwächen, sondern eher verstärken wird. Diese Konjunkturbeurteilung vertritt die Mehrheit der deutschen wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute, mit Ausnahme des Hamburger Weltwirtschafts-Archivs, das erst für das kommende Jahr mit einer Besserung rechnet. Von dem Hamburger Institut wird geltend gemacht, daß im Export die Aussichten nicht unerheblich ungünstiger beurteilt werden müßten, wie sich aus der rückläufigen Entwicklung der Auftragseingänge aus dem Ausland im Vergleich zu der Höhe im Vorjahr ergebe. Auch in der Frage der innerdeutschen Investitionen lassen die Auftragseingänge eher auf Rückgänge schließen. Die Zins- und Preisentwicklung deute ebenfalls in dieser Richtung, noch lasse dazu die gegenwärtige Kapazitätsausnutzung durchaus eine Verschiebung der Investitionen auf einen späteren Zeitpunkt zu. Manche Unternehmer würden ihre Projekte zurückstellen, weil sie hofften, späterhin billiger ihre Pläne realisieren zu können. Damit einher werde auch eine ungünstigere Entwicklung bei den Einkommen und im Verbrauch gehen. Auf längere Sicht sieht aber das Hamburger Institut keine Gefahr einer Krise, da über kurz oder lang wieder mit einer Konjunkturbelebung zu rechnen sei, die allerdings nach Meinung dieses Instituts frühestens zu Anfang 1959 erwartet werden könne.

Rückgang der Stahlnachfrage hat Tiefstand erreicht

„Der Rückgang der Stahlnachfrage scheint seinen Tiefstand erreicht zu haben, und gewisse Anzeichen, ja sogar einige Ergebnisse deuten auf eine leichte Aufwärtsbewegung hin“, stellte die Hohe Behörde in ihrem Vorausschätzungsprogramm für das 3. Quartal 1958 fest. Die günstigere Nachfrageentwicklung wird sich allerdings noch nicht auf die Produktion des 3. Quartals auswirken. Diese wird sich eher nochmals verlangsamen, da sich die Urlaubszeit und die Verringerung der Auftragsbestände auswirken werden.

Als Anzeichen einer langsam anziehenden Nachfrage wertet die Hohe Behörde die Festigung des Weltstahlmarktes an gewissen Punkten, den leichten Anstieg der US-Stahlproduktion und vor allem die ziemlich umfangreichen Exportaufträge für Walzstahl aus Drittländern, die in den letzten Monaten bei der Industrie der Montanunion eingingen. Der Auftragseingang aus der Gemeinschaft zeigt dagegen nach wie vor eine beträchtlich rückläufige Tendenz, obwohl der tatsächliche Stahlverbrauch nicht zurückgegangen ist. Die Hohe Behörde rechnet auch im 3. Quartal nicht mit einem Rückgang des Stahlverbrauchs. Die Wirtschaftstätigkeit in der Montanunion dürfte nämlich auch im 3. Quartal noch geringfügig um etwa 1 bis 3 % über dem 3. Quartal 1957 liegen, nachdem im 1. Quartal 1958 noch ein Fortschritt von 4 % und im zweiten wahrscheinlich von etwa 3 % festzustellen war.

Auf dem gemeinsamen Stahlmarkt sind gegenwärtig je nach den Ländern und den Erzeugnissen Lieferfristen von zwei bis dreieinhalb Monaten üblich. Die Lieferfristen schwanken besonders nach Erzeugnissen erheblich. Feinbleche sind nach wie vor der gefragteste Artikel, was insbesondere auf den großen Aufschwung der Kraftfahrzeugindustrie und der Haushaltsgeräte zurückzuführen ist. Der Stahlverbrauch der Montanunion wird im 3. Quartal nach Ansicht der Hohen Behörde etwa 11,8 Mill. t gegenüber 12,4 Mill. t im 2. Quartal erreichen. Die Ausfuhren dürften 2,4 Mill. t betragen. Bei Einfuhren von 0,3 Mill. t wird mit einer Erzeugung von 13,85 Mill. t gerechnet, gegenüber 15,4 Mill. t im 1. Quartal 1958 und 14,4 Mill. t im 2. Quartal 1958. Die Erzeugung wird sich wie folgt auf die einzelnen Länder verteilen: (in Mill. t — 2. Quartal 1958 in Klammern): Deutschland 5,5 (5,62), Belgien 1,35 (1,45), Frankreich 3,45 (3,74), Italien 1,5 (1,58), Luxemburg 0,85 (0,83), Niederlande 0,35 (0,36) und Saar 0,85 (0,82).

Der Interzonenhandel, das heißt der deutsche Binnenhandel zwischen der Bundesrepublik und der sowjetisch besetzten Zone, war in den vergangenen Jahren immer wieder Schwankungen unterworfen. Wenn sich z. B. die Bezüge der Bundesrepublik 1950 auf rund 415 Millionen DM, auch Verrechnungseinheiten genannt, beliefen, machten sie 1953 nur 205 Millionen DM aus. Dementsprechend entwickelten sich auch die Lieferungen der Bundesrepublik an die SBZ. Während 1950 Waren im Werte von etwa 330 Millionen DM geliefert wurden, waren es 1953 nur solche im Werte von 239 Millionen DM. Der Grund dafür lag in den Lieferrückständen der SBZ, die sich von Jahr zu Jahr erhöht hatten. Ab 1954 ist wieder ein Ansteigen des Interzonenhandels zu beobachten. Die Bezüge der Bundesrepublik betrugen 1956 rund 521 Millionen DM und die Lieferungen der Bundesrepublik rund 640 Millionen DM.

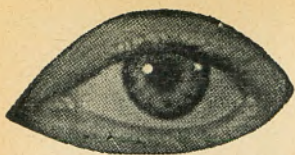
Die Zone ist vor allen Dingen an Eisen und Stahl, landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Produkten des Maschinenbaus interessiert. Die Bundesrepublik bezieht ihrerseits in der Hauptsache Braunkohle, Textilien, Mineralölstoffe, Holz sowie chemische Erzeugnisse.

BERGBAU SCHAUT KEINE DURCHLEUCHTUNG



WIB

Sechs amtliche Untersuchungen über die Ertragslage im westdeutschen Steinkohlenbergbau in den Jahren nach 1945 ergaben immer wieder Kostenunterdeckungen. Diese lagen zwischen 3,21 und 5,01 DM je Tonne verwertbare Förderung. Aus den Untersuchungen der Verwaltung für Wirtschaft, des Bundeswirtschaftsministeriums und der Hohen Behörde wurden jedoch keine praktischen Konsequenzen gezogen. Es gibt keinen Wirtschaftszweig, der so oft und so gründlich von unabhängigen, amtlichen Stellen durchleuchtet wurde. Der Bergbau scheut neue Untersuchungen nicht, obwohl sie so lange widersinnig sind, als man es unterläßt, aus den Ergebnissen die Folgerungen zu ziehen.



BLICK IN DIE PRESSE

Mit falschen Fronten

Die Auseinandersetzungen zwischen dem „christlichen“ und dem „sozialistischen“ Flügel unserer Einheitsgewerkschaft treiben ihrem Höhepunkt entgegen. Was zu diesen Auseinandersetzungen unter politischem Aspekt zu sagen ist, wurde bis zum Überdruß gesagt. Um so erstaunlicher ist es, daß die nüchternen, rein wirtschaftlichen Folgen einer Spaltung der Gewerkschaftsbewegung bisher kaum erörtert wurden. Die Erfahrungen sollten schrecken. Wir kennen die Richtungs-gewerkschaften aus der Zeit der Weimarer Republik — wir können überdies ihre Wirkungen auch heute jenseits der Grenzen, in Frankreich und Italien vor allem, aufs genaueste verfolgen. Nirgendwo hat die Aufsplitterung der Gewerkschaften den in der Tat oft übermächtigen Druck des großen Arbeitnehmer-Kartells auf die ganze Volkswirtschaft geschwächt. Im Gegenteil, Konkurrenz unter den einzelnen Gewerkschaften scheint die Scharfmacher in jeder Richtung nur noch anzuspornen. Zu den sozusagen üblichen Streikmöglichkeiten kommen nun noch die des Streiks mit falschen Fronten hinzu, bei dem nicht so sehr gegen die Arbeitgeber, sondern gegen die anderen Gewerkschaften gestreikt wird. Man will seinen Getreuen vorführen, welche Macht man hat — man will den Konkurrenten in seinen Forderungen noch übertrumpfen — man will zeigen, daß man die gegebene, die „mutigste“ Interessenvertretung der Arbeiter ist. Arbeitskonflikte dieser Art, die beispielsweise in Frankreich an der Tagesordnung sind, hat es in der Bundesrepublik nach dem Kriege nicht wieder gegeben. Soweit wir sehen, wurde nur ein Ausstand in den letzten Jahren mit falschen Fronten geführt: der Streik der Offiziere in unserer Handelsmarine im Sommer 1956, der von der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft gegen den ausdrücklichen Willen der Gewerkschaft ÖTV (die einen angeblich nicht befriedigenden Tarifvertrag bereits unter Dach und Fach hatte) ausgerufen worden war. Dieser Streik ist nach wenigen Tagen zusammengebrochen. Es kann aber kein Zweifel sein, daß eine Spaltung der Gewerkschaft in zwei mächtige Flügel den „Radikalinskis“ allenthalben Auftrieb gäbe, die schon heute für den Streik „l'art pour l'art“ eintreten, für den Streik als bestes Mittel zur Mitgliederwerbung. In unsere Wirtschaft würde auf diese Weise nur zusätzliche Unruhe hineingetragen. Das sollten sich

die Verantwortungsbewußten auf beiden Flügeln überlegen und ebenso diejenigen, die von der Politik her auf diese Flügel Einfluß haben. (Stuttgarter Zeitung)

„Gebt mir drei Jahre Zeit“

Bei aller Fortschrittsgläubigkeit wird Ulbricht vermutlich seine eigenen Wohlstandspläne kaum für realisierbar halten. Mag es seinen Politökonomien vielleicht noch gelingen, der Bevölkerung statt der 28 000 Kühlschränke des Vorjahres 1961 die vierfache Stückzahl anzubieten oder die für den Inlandsmarkt bestimmte Kraftwagenproduktion in der gleichen Zeit von 21 500 auf 68 000 zu steigern, so ist es schon mehr als zweifelhaft, wie die stromfressende chemische Industrie eine um 60 Prozent höhere Produktion erreichen soll. Denn dieser Industriezweig, der im vergangenen Jahr mehr als 10,6 Milliarden der insgesamt erzeugten 23,2 Milliarden Kilowattstunden Strom verbraucht hat, ist von einer Energiequelle abhängig, die seit langem, trotz größter Anstrengungen, nur jährliche Zuwachsraten zwischen fünf und zehn Prozent erzielt hat. Ein Wirtschaftssystem, das den 17,5 Millionen Einwohnern des Landes im vorigen Jahr nur 16,5 Millionen Paar Lederschuhe anbieten konnte und 1961 bei 23,5 Millionen Paar angelangt sein will, vermittelt nicht den Eindruck, als sei es ein Dorado der Konsumenten. Es sei denn, die Deutsche Demokratische Republik bliebe auch in den nächsten Jahren das einzige europäische Land mit ständig sinkender Bevölkerungsziffer.

(Die Gegenwart)

Schlechte Wirkung

Aus unlängst von der UNO veröffentlichten Statistiken ist zu entnehmen, daß nur ein Viertel der Menschheit ausreichend ernährt ist, daß 60 Prozent ständig unter unzureichender Nahrung leiden. Und Asien, jener Erdteil, in dem fast die Hälfte der Menschheit lebt, besitzt nur 17 Prozent der Nahrungsgüter der Welt. Hört und liest man gleichzeitig täglich von den Agrarüberschüssen in zahlreichen Ländern der freien Welt, deren Lagerung unter volkswirtschaftlich unsinnigen Kosten erfolgt, so hat dies eine schlechte Wirkung sicherlich nicht nur auf primitive Gemüter. Auch erscheint es unter politischen ebenso wie unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten unerfreulich, daß auf der einen Seite wohlhabende Länder sich den Luxus ungenützter Kapitalgüter leisten, während entwicklungsbedürftige Gebiete nach Produktionsmitteln geradezu lechzen, weil sie mit den Problemen eines steten Bevölkerungswachstums bei niedrigstem Stand volkswirtschaftlicher Produktivität fertig werden müssen.

(Der Arbeitgeber)

Arbeiter in Sowjetrußland

In der Sowjetunion heute steht der Arbeitnehmer unter dem Zwang, so lange an seinem Arbeitsplatz bleiben zu müssen, bis er die Erlaubnis für einen

Arbeitsplatzwechsel von der Regierung oder der „Betriebsführung“ erhält. Die sowjetische Sozialgesetzgebung enthält zahlreiche Paragraphen, deren ausschließliches Ziel es ist, eine starke Arbeitsdisziplin zu gewährleisten und einen unerlaubten Arbeitsplatzwechsel zu unterbinden; können die Arbeitnehmer keine freie Gewerkschaft gründen, sondern müssen den von der Regierung kontrollierten Gewerkschaften angehören, deren Vertreter, wenn sie ein Amt übernehmen wollen, der Kommunistischen Partei angehören müssen. In der Praxis bedeutet das, daß sie von der Partei nominiert werden; kann ein Arbeiter nicht streiken, kann ein Arbeitnehmer zu Zwangsarbeit oder zur Verbannung in entlegene Teile der Sowjetunion verurteilt werden, und zwar auf Grund eines Sondergesetzes aus dem Jahre 1957, das die Behandlung von „antisozialen, parasitischen Elementen“ zum Gegenstand hat; muß ein Arbeitnehmer ein Arbeitsbuch besitzen, ohne das er keinen Arbeitsplatz bekommen kann; hat ein Arbeitnehmer kein Mitspracherecht bei der Festsetzung der Löhne, Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen und so weiter. Dies ist auch weiterhin, genauso wie es unter Lenin und Stalin war, Vorrecht der Betriebsleitungen; muß ein Arbeitnehmer die Produktionsquoten der Betriebsleitung auferlegt werden. Er steht dabei noch ständig unter dem Zwang, diese Quoten überschreiten zu müssen, und zwar auf Grund des Systems des „Sozialistischen Wettbewerbs“.

(Internationale Arbeitsmitteilungen)

Kernenergie als Wirtschaftsfaktor

Die friedliche Atomnutzung wird heute noch fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Energieversorgung gesehen. Neben der Problematik der Energiebedarfsvorausschätzungen dreht sich gegenwärtig alles um das Problem der Rentabilität der Kernenergiegewinnung. Diese Frage ist trotz leidenschaftlicher Diskussionen immer noch nicht eindeutig geklärt. Es fehlen bisher noch die notwendigen praktischen Erfahrungen im Betrieb von Leistungsreaktoren, insbesondere von atomaren Großkraft- und Fernheizwerken. Alle Experten sind sich jedoch darüber einig, daß die Wirtschaftlichkeit der Kernenergiegewinnung durch Weiterentwicklung der Reaktortechnik sich noch beträchtlich steigern läßt und speziell im europäischen Raum schon bald der Zeitpunkt kommen wird, in dem die Kernenergie mit Wärme und Strom aus traditionellen Energiequellen konkurrieren können. Ein Land, das nicht in der Lage ist, Kernreaktoren selbst zu bauen, wird auf die Dauer auch sein Exportgeschäft in Dampfkesseln, Turbinen, Pumpen, Wärmeaustauschern, Rohrleitungen, Dichtungen, Armaturen, Meß- und Regelgeräten, Schiffskörpern und anderes mehr verlieren. Das atomare Können wird schon bald über das Wirtschaftspotential eines jeden modernen Industriestaates entscheiden.

(Die Welt)



Unser Briefkasten

Söhne sind nicht gleichberechtigt

Das klingt zwar ziemlich merkwürdig — und doch ist es so, vor der Finanzbehörde wenigstens. Die einer Tochter gegebene Aussteuer kann nämlich als außergewöhnliche Belastung steuerlich abgesetzt werden. Das ist unbestritten. Jetzt hat ein fürsorglicher und sparsamer Beamter seinem Sohn eine Aussteuer gewährt, damit das junge Paar einen leichteren Start in das selbständige Leben hat; denn die junge Frau war ein verarmtes Flüchtlingskind, das nichts an Aussteuer mitbringen konnte. Das Finanzamt und der Bundesfinanzhof haben es dem edelmütigen Vater versagt, die Aufwendungen für die Aussteuer in Höhe von 1362 DM als außergewöhnliche Belastung von der Lohnsteuer abzusetzen, während das Finanzgericht als Erstinstanz einsichtiger und gerechter war, indem es die Steuerabzugsfähigkeit anerkannte.

Die Urteilsgründe des Bundesfinanzhofs wirken zeitfremd. Sie gehen nämlich davon aus, daß die Tochter einen Rechtsanspruch auf Aussteuer habe, nicht aber der Sohn. Weil keine Rechtspflicht zur Gewährung einer Aussteuer an den Sohn bestehe, könne auch keine zwangsläufig entstandene außergewöhnliche Belastung vorliegen. Dieser Begründung ist entgegenzuhalten, daß eine Rechtspflicht der Eltern, der Tochter eine Aussteuer zu geben, seit dem 1. April 1953 nicht mehr besteht.

Seit jenem 1. April 1953 besteht daher für alle Kinder gleichmäßig, ob Söhne oder Töchter, nur noch der sittlich begründete Anspruch auf eine sogenannte Ausstattung. Das ist das, was einem Kind von seinen Eltern freiwillig gewährt wird, um eine Lebensstellung zu erlangen oder einen ehelichen Hausstand zu gründen. Da nun Söhne und Töchter hinsichtlich der Ausstattung, die ein Teil der Aussteuer ist, gleichberechtigt sind, muß den Söhnen zuerkannt werden, was den Töchtern rechtlich gestattet ist, nämlich eine Aussteuer zu erhalten, die als außergewöhnliche Belastung absetzbar ist, weil die Merkmale dieser Mehrbelastung die gleichen sind. — J. —

Ernst W.

Das Bundesarbeitsgericht hat anders entschieden:

Die Pflicht des Arbeitgebers, Auskunft über Leistung und Verhalten seines früheren Arbeitnehmers zu erteilen, erschöpft sich nicht in der Ausstellung des Zeugnisses, wie noch das Reichsarbeitsgericht angenommen hatte, vielmehr ist der Arbeitgeber auf Grund nachwirkender Fürsorgepflicht gehalten, auf Wunsch und im Interesse des Arbeitnehmers Auskünfte über den Arbeitnehmer Dritten gegenüber zu erteilen.

Auch ohne Zustimmung und selbst gegen den Wunsch des Arbeitnehmers ist der Arbeitgeber grundsätzlich berechtigt, wahrheitsgemäße Auskünfte über die Per-

son und das während des Arbeitsverhältnisses gezeigte Verhalten des Arbeitnehmers zu erteilen. Ein solches Recht zur Auskunftserteilung ergibt sich aus der Stellung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Rahmen des Arbeitsverhältnisses und aus den Grundsätzen der Sozialpartnerschaft, die den Angehörigen sowohl der Arbeitgeberschaft wie der Arbeitnehmerschaft das Recht geben, andere Angehörige der gleichen Gruppe bei der Wahrung ihrer Belange zu unterstützen. Der Arbeitgeber ist also grundsätzlich nicht etwa auch ohne besondere Vereinbarung seinem früheren Arbeitnehmer gegenüber zur Geheimhaltung verpflichtet. Die Befugnisse des Arbeitgebers zur Auskunftserteilung sind nur dahin eingeschränkt, daß die Auskünfte richtig im Sinne einer richtigen Zeugniserstellung sein müssen und nur solchen Personen erteilt werden dürfen, die ein berechtigtes Interesse an der Erteilung der Auskunft haben. Ein solches berechtigtes Interesse an einer Auskunft des Arbeitgebers über einen früher bei diesem beschäftigt gewesen Arbeitnehmer haben stets solche Personen, die beabsichtigen, diesen Arbeitnehmer bei sich einzustellen.

E. W., Verwaltung:

Eine Kollegin brachte von ihrem Urlaub eine Aufnahme der hübschen Bauernstube mit, in der sie ihren Urlaub verbracht hatte und auf der,

außer der Stube selbst, auch die schöne Aussicht aus dem Fenster zu sehen war — und zwar bei Sonnenschein. Ich habe mich vergeblich bemüht, etwas Ähnliches zustande zu bringen, aber entweder war die Landschaft draußen überbelichtet oder das Zimmer selbst hoffnungslos unterbelichtet. Wie war die Aufnahme wohl gemacht?

Wenn es sich nicht um eine Fotomontage handelte, was ja wohl unwahrscheinlich ist, wurde die von Ihnen bewunderte Aufnahme unter Verwendung einer zusätzlichen Lichtquelle zur Beleuchtung des Innenraumes hergestellt. Das ist gar nicht so schwierig: Eine einfache Blitzlampe genügt, allerdings muß ihre Stellung sehr sorgsam bedacht werden, damit nicht störende Reflexe oder Schlagschatten auftreten. Da der Blitz, gleichgültig, ob Kolben- oder Elektronenblitz, ja eine feste Belichtungsdauer hat (Leitzahl = Blende mal Entfernung in Metern beachten!), muß die Abblendung auf den Blitz, die Verschlussgeschwindigkeit hingegen auf die Lichtverhältnisse draußen (unter Berücksichtigung der gegebenen Blende!) eingestellt werden.

Wohnungstausch

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, I. Etage, Altbau, Werkwohnung, Miete 22,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (309)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad, parterre, Neubau, werksgebunden, Miete 60,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, möglichst mit Abstellraum und Bad, Etagen- oder Mansardenwohnung, Miete bis 40,— DM. (310)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, III. Etage, Altbau, Privatwohnung, in Hombruch, Miete 20,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer, parterre, in Hombruch, Miete bis 40,— DM. (311)

Biete: 2 Zimmer, 36 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Speisekammer, Altbau, II. Etage, Miete 36,— DM.

Suche: 2 Zimmer, im Vorort Dtmds., Miete bis 40,— DM. (312)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Balkon, I. Etage, Neubau, Werkwohnung Kaiserstuhl, Miete 33,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (313)

Biete: 2½ Zimmer, 50 qm, mit Bad, I. Etage, werksgebunden, Werksnähe, Miete 70,— DM.

Suche: 3½ Zimmer, möglichst im Vorort Dtmds., Miete bis 100,— DM. (314)

Biete: 3 Zimmer, mit Brausebad und Abstellräumen, parterre, Miete 38,— DM.

Suche: 2 Zimmer, Kochküche und Bad, Etagenwohnung, möglichst im Osten Dtmds., Miete bis 50,— DM. (315)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Toilette, Balkon, Speisekammer, Miete 47,— DM (Hörde) und 2 Zimmer, 32 qm, Miete 21,— DM (Körne).

Suche: 5—6 Zimmer, Miete bis 120,— DM. (316)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, mit Toilette, II. Etage, Miete 33,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst mit Bad, kein Vorort, Miete bis 80,— DM. (317)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Mansarden, Privatwohnung, Miete 32 DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochküche, Bad und WC, auch Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM. (318)

Biete: 3 Zimmer, 32 qm, Altbau, Werksnähe, Miete 42,— DM.

Suche: 4 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (319)

Biete: 2 große Zimmer, abgeschlossen, mit Balkon, werksgebunden, Miete 36,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 60,— DM. (320)

Biete: 2 Zimmer, 26 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Werksnähe, Miete 23,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (321)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. Nr. 119, Werkruf 41 16 (Ottensmeyer).

Man hat von dem modernen Menschen ein jammervolles Bild entworfen. Ein Leben habe er nur zu leben, sagen seine Kritiker, und das widme er keineswegs dem Streben nach Glück, sondern allenfalls dem Streben nach der Bezirksdirektion der Vereinigten Röhren- und Flansch-AG. Imposante Berge könnte er besteigen, liebliche einsame Seen befahren, er aber verwendet seine kostbaren Jugendjahre dazu, so erbärmliche Tricks zu lernen, wie sie in Büchern mit dem Titel „*Wiewerde ich eine Verkaufskanone?*“ ausführlich beschrieben sind. Millionen bezaubernder Frauen schmachten in ihrem Liebreiz, und er verbringt seine Abende damit, einen Fernkursus über Grundsätze des Vertriebes von Haushalts- und Eisenwaren durchzuarbeiten.

Da haben wir es: das alte Lied von der ewigen Tretmühle, ein so altes Lied, daß der Mensch von heute das unbehagliche Gefühl gar nicht los wird, an dieser atemlosen Jagd nach dem höheren Einkommen sei etwas faul. Selbst wenn ihm seine Arbeit bei der Vereinigten Röhren und Flansch Spaß macht, auch wenn er den weiten Weg ins Büro gern in Kauf nimmt, er hat doch das unbestimmte Gefühl, er versäume die „entscheidenden Dinge des Lebens“. Und weil das so ist, wird es Zeit, daß jemand seine Stimme erhebt und die Tretmühle verteidigt. Das Leben ist noch niemals, für keinen von uns, ein ununterbrochen fließender Strom ekstatischer Freuden gewesen. Glücklicherweise ist man bestenfalls in einigen seltenen Augenblicken ruhiger Zufriedenheit oder plötzlich aufwallenden Triumphes. Und das Glück kommt, will mir scheinen, zu dem, der täglich brav in sein Büro fährt, nicht seltener als zu dem, der sich von der Sonne Capris bescheinen läßt. Wenn ein Mann acht Stunden täglich, etwa 250 von 365 Tagen, in einem Büro verbringen und in dieser Zeit für sich und seine Familie Nahrung, Wohnung, ärztliche Versorgung, Vergnügungen und andere Annehmlichkeiten des Daseins beschaffen kann, hat er einen Lebensstandard erreicht, der selbst die wildesten Träume anderer Zeiten und Völker weit übertrifft.

Der Mann in der Tretmühle beklagt sich vor allem darüber, daß ihn seine Arbeit innerlich zu sehr in Anspruch nimmt. Wir sollten aber daran denken, daß die Befriedigung, die nahezu jedes menschliche Tun gewähren kann, unmittelbar von der Intensität abhängt, mit der man sich ihm widmet. Das gilt in jedem Fall, ob wir nun Tennis spielen, Kranke operieren, ein Buch schreiben, eine Frau lieben oder Lebensversicherungen verkaufen. Nur der wird auf seinem Gebiet etwas Besonderes leisten, der „mit ganzem Herzen bei der Sache“ ist. Und nur er wird in seiner Arbeit wirkliche Befriedigung finden. Ist es nicht besser, ein Mann ist ein guter Buchhalter anstatt ein mittelmäßiger Bildhauer? Tut ein Mann, der mit Lust und Liebe Schraubenbolzen verkauft, nicht mehr für sich, für seine Familie, für seine Mitbürger als ein unzulänglicher Philosoph? Nicht der streitbare Einzelgänger ist, alles in allem, der Held unserer Tage, sondern der Mann mit der Aktentasche, der auf seinen Nachtag wartet, weil er den großen Auftrag auf nahtlose Gasrohre hereinbringen will.

Das interessiert die Frau

Lebensgefährliche Arbeit im Haushalt

18 Hausfrauen verunglücken jeden Tag irgendwo in der Bundesrepublik bei Hausarbeiten tödlich. Im Jahr sind es an 7500, eine bemerkenswerte Zahl; doch spricht man kaum von ihr. Der einzelne Fall, geschehen beim Fensterputzen, beim Saugen mit dem defekten Staubsauger, am Gasherd oder aus irgendeiner Unachtsamkeit, dringt meist nicht über die Familie oder die unmittelbare Nachbarschaft hinaus. Zur Kenntnis genommen und schon vergessen.

Von drei Frauen sind zwei noch nicht dreißig Jahre alt, wenn sie so aus dem Leben gerissen werden. Es sind im allgemeinen Mütter mit Kleinkindern, junge Frauen, denen — wie wir zu sagen pflegen — das Leben noch offenstände, die eine Lücke hinterlassen, die sich schwer wieder schließen läßt.

Leichtsinn und Übermüdung sind die Hauptursachen für diesen Tod. Und an zwei Tagen — Montag und Freitag — geschehen die Unfälle vor allem. Es sind die Tage mit der stärksten Belastung für die Hausfrau. Ob daran immer die Männer denken?

Wenn sich auch manche Unfälle im Haushalt vermeiden ließen — das Wort Leichtsinnspricht eine deutliche Sprache —, so scheint die Arbeit der Hausfrau doch nicht so ungefährlich, wie sie scheinen könnte. Und da ist die andere Ursache: Übermüdung. Eigenartig, daß sie ausgerechnet für den Montag zutrifft.

Die Frühinvalidität bei Frauen

In der Bundesrepublik ist der Anteil der Frauen an der Zahl der Frühinvaliden besonders hoch. Im Jahre 1956 waren von 100 Frauen, die einen Antrag auf Rente aus der Rentenversicherung gestellt hatten, 83 noch keine 65 Jahre alt. Von 100 Männern waren es 59. Als Ursache dieser erschreckend großen und dabei noch zunehmenden Zahl der frühinvaliden Frauen muß immer wieder auf die ständige Überforderung der körperlichen und geistigen Kräfte der Frauen durch Betrieb und Haushalt hingewiesen werden. Das dürfte im besonderen für die 2,5 Millionen berufstätigen Frauen gelten, die noch Kinder zu versorgen haben. Nur umfassende Maßnahmen zur Gesundheitssicherung können die Frauen vor dem Schicksal der Frühinvalidität bewahren. Die Reform der Krankenversicherung gibt hierzu noch einmal die Möglichkeit, ein umfassendes, aufeinander abgestimmtes System gesundheitsfördernder Leistungen aufzubauen. Das Ziel muß dabei sein, dem Arbeitnehmer die Gesundheit und damit auch die Leistungsfähigkeit zu erhalten oder wiederherzustellen.

Arbeit nur Mittel zum Zweck

85 % der Frauen erklären, daß sie die Berufsarbeit nur als einen Übergang ansehen zu dem gewünschten Lebensziel: Ehe, Heim und Mutterschaft. Bei einer Umfrage zeigte sich, daß nur die Hälfte der Frauen neben ihrer Arbeit sich einer Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung unterzogen haben. Nur 3 v. H. widmeten sich einer regelrechten Berufsbildung.

Die Frauenbeschäftigung in der Welt

Der Anteil der berufstätigen Frauen an der weiblichen Bevölkerung ist in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich. Die Frauenarbeit in den Vereinigten Staaten hat beispielsweise in den Jahren 1900 bis 1950 von 14 Prozent auf 22 Prozent und in Kanada von ebenfalls 14 Prozent auf 24 Prozent der weiblichen Bevölkerung zugenommen. In Europa stehen gegenwärtig die Türkei mit 44 Prozent, Polen mit 43 Prozent und Finnland mit 38,5 Prozent an der Spitze. Hier ist die Frauenarbeit stark an die Landwirtschaft gebunden. In den westlichen Industrieländern beträgt der Anteil der arbeitenden Frauen an der weiblichen Bevölkerung in Österreich 35 Prozent, in der Bundesrepublik rund 32,5 Prozent, in Frankreich 30 Prozent, in England 27,5 Prozent, in Schweden 23,2 Prozent, in den Niederlanden rund 20 Prozent und in Belgien 19 Prozent.

„Kann ich denn so kurze Röcke tragen?“

Der einzige Punkt, über den sich die Modeschöpfer an der Seine und jenseits der Alpen, an der Spree wie überm großen Teich diesmal völlig einig sind, ist die Kürze der Röcke. Die Grenze, die man uns zieht, bewegt sich zwischen 42 und 50 Zentimeter vom Boden.

Voilà! Da stehen wir nun und halten Kriegsrat mit dem Spiegel: Sollen wir, dürfen wir, können wir überhaupt diesem Diktat folgen? Nur der Spiegel ist ganz ehrlich mit uns, denn seine Antwort ist weder von Eifersucht noch Neid gefärbt; auch hat er keinen Grund, uns liebevoll zu beschwindeln. Gute Freundinnen und Ehemänner sind dagegen niemals frei von Hintergedanken bei ihrem Urteil.

Um einem häufigen und begreiflichen Mißverständnis zu begegnen: Es kommt beim kurzen Rock nicht so sehr auf die Schönheit der Beine an als auf die gute Proportionierung der gesamten Figur. Einer Frau mit Beinen von Idealmaßen wird dennoch ein sehr kurzer Rock nicht zum Vorteil gereichen, wenn sie klein ist und vielleicht noch einen verhältnismäßig langen Oberkörper hat. Umgekehrt kann eine große, schlanke Frau den Rocksäum unbesorgt bis knapp unters Knie hinauf-schieben, selbst wenn ihre Beine etwas dünn und „staksig“ geraten sind. Auch stärkere Figuren brauchen nicht ohne weiteres zu resignieren und auf kurze Röcke zu verzichten; es sei denn, sie sind dazu noch von gedrungenem Körperbau. Dann freilich heißt es, jeden Zentimeter genau abwägen, den die modische Eitelkeit hinauf- und die vorsichtige Vernunft hinunterziehen wollen.

Ausschlaggebend neben Figur und Beinen sind für die Kürze des Rockes aber auch Schnitt und Linie des Kleides. Ein enger Rock rutscht nicht nur beim Sitzen, sondern auch bei jedem Schritt in die Höhe. Der weite Rock aus leichten Seidenstoffen bekommt neuerdings wieder die Unterstützung von „Perlon“-Petticoats, die ihn noch etwas „anheben“. Auch das muß berücksichtigt werden, ehe die

Schere ihres Amtes waltet. Schließlich wäre noch die Absatzhöhe zu bedenken; denn ein Ballerinienschuh kann bewirken, daß ein sonst zum hochhackigen Pumps getragener kurzer Rock plötzlich eine ganz biedere Normallänge hat! Unsere Zeichnungen zeigen einige besonders hübsche Röcke in der aktuellen Länge.



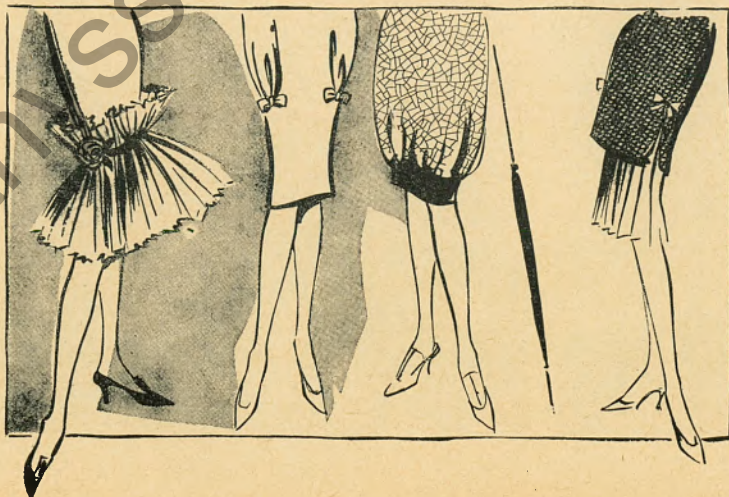
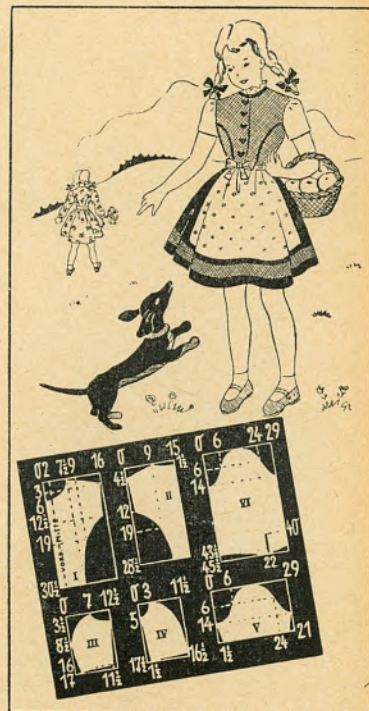
Ein neuer Rock
aus einem alten Kleid

Es gibt Kleider, von denen man sich einfach nicht trennen kann, auch wenn sie inzwischen völlig unmodern geworden sind. Oft lohnt es sich nicht, sie ganz auseinanderzunehmen und wieder „auf neu“ herzurichten. Aber einen Rock kann man in den meisten Fällen doch noch daraus arbeiten.

Der Kleiderrock wurde nicht verändert — nur verkürzt, der neuen Mode entsprechend. Aus dem Oberteil des Kleides entstand der breite Miedergürtel, dessen Enden schmal auslaufen und vorn geschlungen werden. Zu diesem Rock können Sie ganz nach Belieben Hemdblusen oder ärmellose, kleine Sommerblüschen tragen. Ist der Rock aus Seide, ist ein kleines Seidenblüschen schnell gearbeitet. Zu einem Zellwollrock sieht eine einfache Bluse aus Seidenleinen, wie auf unserer Zeichnung, chic und modisch aus.

Ein neues Dirndl

Groß ist die Freude der Mädel, wenn Mutti sich an die Nähmaschine setzt und unter ihren geschickten Händen ein hübsches neues Dirndl entsteht. Bei unserem reizenden, für sechs bis sieben Jahre passenden Dirndl können Stoffreste verwendet werden. Es besteht aus einem roten Mieder, blauem Rock, weißen Ärmeln und einem hellen Schürzchen. Der Rock kann später durch einen roten, zwischengesetzten Streifen verlängert werden. Sie können das Kleidchen natürlich auch aus gemustertem Stoff und, wie die Rückansicht zeigt, mit langen Ärmeln arbeiten. In diesem Fall werden 1,60 m Kleiderstoff und 40 cm Schürzenstoff, 80 cm breit, benötigt. Fig. I = Vorderteil, II = Rückenhälfte, III = vorderer und IV = rückwärtiger Seitenteil, V = Halbärmel, VI = langer Ärmel. Der Rock ist 158 cm weit und 40 cm lang, die Schürze 55 cm breit und 30 cm lang. Nähte zugeben. Fig. I, III, IV, V und VI sind je zweimal zuzuschneiden, Fig. II einmal im Stoffbruch. An den Vorderrändern geben Sie je 5 cm zu, säumen die Zugabe nach innen um und arbeiten dem rechten Rand fünf Knopflöcher ein. Die mittleren Leibchenteile werden den Seitenteilen aufgesteppt und hierbei absteckende Paspeln mitgefaßt. Sie verbinden Vorder- und Rücken durch Achsel- und Seitennähte und festigen den Halsausschnitt mittels Schrägblende in der Farbe der Paspeln. Die Ärmel schließen Sie zur Rundung. Bei den Halbärmeln wird der untere Rand gesäumt, bei den langen Ärmeln führen Sie den schmal einzufassenden Schlitz aus, fassen sie eingereiht in 3 x 18 cm große, doppelte Bündchen und setzen sie Naht auf Naht in die Armrundung. Die Rockbahnen verbinden Sie, richten in vorderer oberer Mitte einen 10 cm langen Schlitz ein und fügen den Rock eingereiht an das Leibchen. Die Schürze wird seitlich und unten gesäumt, oben auf 23 cm eingereiht und in einen 3 x 23 cm großen doppelten Bund gefaßt. Bindebänder 3 x 150 cm.





Kardinal Tisserant

Kardinal Tisserant (mit Bart), Dekan des Kardinals-Kollegiums und Leiter der Kongregation für die Ostkirchen, besichtigte unsere Hütte. In seiner Begleitung befand sich u. a. der Erzbischof von Paderborn, Dr. Lorenz Jäger (links im Hintergrund). Die Gäste wurden von Direktor Dr. Harr (rechts halbverdeckt) und Direktor Dr. Harald Koch von der Hoesch Werke AG (links) begrüßt und geführt.

In den letzten Wochen besuchten uns:

15 französische Studenten und 30 französische Lehrlinge, 30 Dortmunder Lehrer, 37 Meister des Fortbildungslehrganges für Hüttenmeister in Düsseldorf, 75 Amerikaner, 20 Franzosen, 40 Betriebsräte aus verschiedenen Betrieben, 30 italienische Geistliche, 25 Lehrlinge von der Schiffswerft und Maschinenfabrik Mainz-Gustavsburg, 10 deutsche Studenten, 28 jugoslawische Studenten, 22 Marokkaner der Duisburg-Gesellschaft, 10 Mitarbeiter der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Abteilung Statistik, 4 Inder und 7 Argentinier, 30 Schüler der Kreisberufsschule Waldeck, 25 Mitglieder der Kolpingfamilie Dortmund-Aplerbeck, ein Professor aus Israel, 27 Lehrlinge der Dürkopp-Werke, Bielefeld, 33 Berufsschüler aus Hameln.

Monsieur Righetti, Direktor der Mittelschule von Brienne, Frankreich, war als

„Botschafter der tätigen Nächstenhilfe“

unser Gast. Die Frau eines deutschen Kriegsgefangenen aus Lünen schrieb nach Brienne, um nähere Angaben über den in der Gefangenschaft erlittenen Tod ihres Mannes zu erhalten. Direktor Righetti nahm sich des Falles an, schickte ein Foto des Grabes und pflegte mit seiner Schule die auf einem gesonderten Friedhof bestatteten deutschen Kriegsgefangenen. Auf nebenstehendem Bild dankt Handlungsbevollmächtigter Richard Schäfer (rechts) dem französischen Gast (Mitte) für seine selbstlose Hilfe. Links im Bilde unser Pensionär Ing. Martens, einer unserer Bärenführer.

Unsere offene Tür

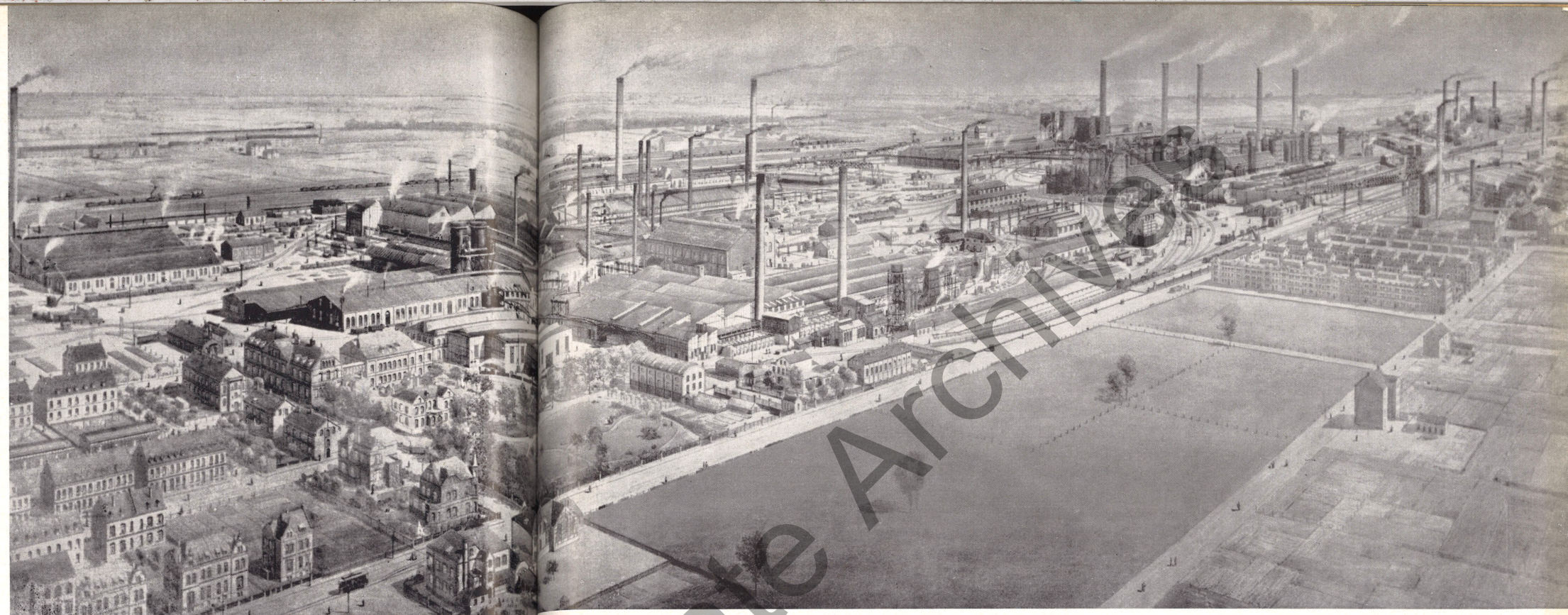




HOESCH-WESTFALENHÜTTE
AKTIENGESELLSCHAFT



Die Entwicklung unseres Werkes von der Gründung bis zur Gegenwart



Die Hoesch-Westfalenhütte Aktiengesellschaft in Dortmund ist das eisenschaffende Stammwerk des Hoesch-Konzerns. Sie wurde als Eisen- und Stahlwerk Hoesch am 1. September 1871 von Mitgliedern der Familie Hoesch gegründet.

Die Familie Hoesch war schon seit Jahrhunderten als Eisenwerker in der Eifel tätig gewesen, wo durch Erzvorkommen, Waldreichtum und viele Wasserläufe mit starkem Gefälle, wie Roer, Hoft und Callbach, als Energiequellen für den Antrieb der Blasebälge und Schmiedehämmer die Voraussetzungen für die Eisengewinnung gegeben waren. In einem gemauerten Hochofen wurde das Erz mit Hilfe von Holzkohle zum Schmelzen gebracht und das hier gewonnene Eisen in einem Frischherd von seinem Kohlenstoffgehalt befreit.

Eberhard Hoesch baute um 1800 in Montjoie, dem heutigen Monschau, einen Hochofen und einen Hammer. Seine Söhne führten 1824 als erste in der Eifel das Puddelverfahren ein, bei dem auf einem Flammenherd dem Roheisen durch Umrühren der Kohlenstoff entzogen wurde, und erbauten in Eschweiler bei Düren ein für die damalige Zeit mustergültiges Puddel- und Walzwerk.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich in Deutschland das von dem Engländer Henry Bessemer entwickelte Verfahren zur Stahlgewinnung immer mehr durch. Hierbei handelt es sich um den Windfrischprozeß in der Bessemer-Birne, einem Konverter, welcher mit einem feuerfesten „säuren“ Futter (das ist die Ausmauerung mit einem Gemisch kieselsäurehaltiger Stoffe aus gemahlenem Quarz oder Sandstein mit geringem Tonzusatz) versehen ist. Um die gleiche Zeit fielen die Voraussetzungen, auf welchen die Eisenindustrie in der Eifel beruhte, nach und nach fort. Der altväterliche Hüttenbetrieb mit Holzkohle und Wasserkraft hatte sich überholt, und die Erzlager waren erschöpft.

Da nun die Betriebe in der Eifel für das Heranschaffen von Erzen und Kohle wenig verkehrsgünstig lagen und keine unmittelbaren Anschlüsse an Wasserweg und Eisenbahn hatten, siedelte die Familie Hoesch in das Ruhrgebiet über und wählte Dortmund als Standort für ihr Unternehmen. Hier gab es neben einer günstigen Verkehrslage nicht nur Kohle in reichen Mengen, sondern auch Eisenerz, das in Form von Kobleneisenstein von einigen Zechen gefördert wurde. Diese Vorräte waren allerdings nach wenigen Jahren aufgebraucht.

Am 1. September 1871 wurde also im Nordosten der Stadt Dortmund auf dem Wiesengelände des Oesterholzes mit dem Bau eines Bessemer-Stahlwerkes begonnen, der infolge des sumpfigen Geländes mit einem hohen Grundwasserspiegel große Schwierigkeiten bereitete. Deshalb konnte der Betrieb erst am 1. Juni 1874 voll aufgenommen werden. Bei einem Bessemer-Stahlwerk mit 2 Konvertern von je 8 t Fassungsvermögen und einem Schienen- und Trägerwalzwerk betrug 1874/75 mit 320 Arbeitern die Jahreserzeugung 11 000 t Stahl, davon 9 000 t Walzfabrikate, in erster Linie Schienen und Träger. In einem Hammerwerk und einer Schmiede wurden Formstücke hergestellt. Eine Fabrik zur Herstellung von feuerfesten Steinen ergänzte die Anlage.

Bei dem Bessemer-Stahlverfahren war es aber nicht möglich, den Phosphor, der das Eisen spröde und brüchig macht, aus diesem zu entfernen. Inzwischen war es aber den beiden Engländern Thomas und Gilebrist nach vielen Versuchen gelungen, unter Beibehaltung der Birnenform statt der „säuren“ eine „basische“ Ausmauerung, das ist ein Gemisch von gebranntem Kalk und Teer, zu verwenden, wodurch eine Scheidung des schädlichen Phosphors aus dem Eisen möglich wurde.

Dieses Verfahren, das Thomas-Patent, wurde im Jahre 1883 von Hoesch zusammen mit der Dortmunder Union, dem Hüttenwerk Phönix in Hörde und der Gutehoffnungshütte in Oberhausen käuflich erworben und ab 1885 in Betrieb genommen. Es wurde in den nächsten Jahren so weit gesteigert, daß 1895 das Bessemer-Verfahren ganz eingestellt werden konnte. Gleichzeitig wurde eine Schlackenmühle gebaut, um die anfallende Schlacke zu Thomasmehl (Kunstdünger) zu verarbeiten. Neben dem Verkauf von Schienen wurde der Verkauf von Thomasmehl eine Haupteinnahmequelle. Der heftige Konkurrenzkampf der eisenschaffenden Industrie um den Absatz ihrer „Halbzeuge“ (das sind die halbfertigen Walzfabrikate) veranlaßte Hoesch, 1882 ein Walzwerk zur Herstellung von Draht zu bauen, weil der Drahtbedarf durch die Entwicklung der Telegrafie stark gestiegen war.

Im Jahre 1886 wurde ein neuerbautes Blechwalzwerk in Betrieb genommen, und in den Jahren 1888 und 1891 folgten Walzwerke für Blöcke und Träger. Damit hatte sich das Schwergewicht der Erzeugung, das bisher bei Schienen lag, auf Blech, Draht, Blöcke und Träger verlagert.

Um 1865 wurde von den Gebrüdern Friedrich und Wilhelm Siemens und den Franzosen Emile und Pierre Martin (Vater und Sohn) das basische Herdfrisch-Verfahren entwickelt, bei welchem in gasbeheizten geschlossenen Herdöfen mit großer Herdfläche und geringer Badtiefe innerhalb von 5 bis 8 Stunden Schrott und Roheisen zu Siemens-Martin-Stahl umgewandelt wurde.

Als die Nachfrage nach diesem hochwertigen SM-Stahl immer lebhafter wurde, baute Hoesch 1894 ein Siemens-Martin-Stahlwerk mit 2 Öfen von je 15 t Fassungsvermögen. Die Beheizung dieser Öfen erfolgte durch Generatorgas, das an Ort und Stelle in besonderen Generatoren erzeugt wurde.

Als reines Stahl- und Walzwerk wurde für Hoesch die Versorgung mit Roheisen immer schwieriger, weil sich die meisten Hochofenwerke im Ruhrgebiet zu einem Verband zusammengeschlossen hatten und den Roh-eisenpreis möglichst hochhielten. Diesem Verband gehörten auch Hochofengesellschaften mit eigenen Stahl- und Walzwerken an, die durch überhöhte Preise einen erfolgreichen Wettbewerb der reinen Stahl- und Walzwerke, wie es auch Hoesch war, erschweren sollten. 1895 wurde deshalb das Werk nach 25jährigem Bestehen vom reinen Stahl- und Walzwerk durch Erbauung von 2 Hochöfen zum gemischten Hüttenbetrieb umgestellt. Der erste Hochofenabstich erfolgte am 20. September 1896.

Gleichzeitig wurde eine Kokerei für den Hochofenbetrieb angegliedert. Der Bedarf an Kohle und Koks stieg aber immer höher, weshalb die Werksleitung nach langen Überlegungen 1899 die Gewerkschaft „Vereinigte Westphalia“ mit ihren beiden Zechen Kaiserstuhl I und II erwarb. Dies war besonders günstig, weil die Kohle dieser Zechen unter dem Gelände des „Eisen- und Stahlwerks Hoesch“ abgebaut wurde, so daß für die Beförderung des Kokses zu den Hochöfen kaum Kosten entstanden. Neben dem Hüttenkoks lieferte die Kokerei Kaiserstuhl auch noch das hochwertige Koksgas, das nunmehr als Heizgas für die Siemens-Martin-Öfen zur Verwendung kam. Die dadurch nicht mehr benötigten Gasgeneratoren wurden 1920 abgebrochen.

Um sich auch eigene Erzgrundlagen zu schaffen, beteiligte sich Hoesch in den Jahren 1896 bis 1913, zum Teil auch gemeinsam mit Krupp und Gutehoffnungshütte, an den Erzbergwerken in Lothringen und Nordschweden. Außerdem wurden 1913 die Gewerkschaft „Eisenzecher Zug“ im Siegerland und Kalksteinwerke im Hönnetal bei Klusenstein erworben.

Nach dem Verbund des Werkes zwischen Stahlerzeugung, Kohle und Erzförderung fehlten nun eigene Betriebe, die den Stahl abnahmen und weiterverarbeiteten. Deshalb wurde 1907 der „Limburger Fabrik- und Hütten-Verein“ in Hohenlimburg erworben. 1911 kamen die Maschinenfabrik Deutschland in Dortmund und 1912 das Hammerwerk von der Becke & Co. in Dortmund zu Hoesch. Beim Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 gab es tiefgreifende Störungen im Gefüge des Werkes durch den Abbruch der Beziehungen zum feindlichen Ausland, Mangel an Facharbeitern, Beschäftigung von weiblichen Arbeitskräften und Kriegsgefangenen in den Betrieben. Der Ausgang des Krieges und die Revolution 1918 mit ihren Begleiterscheinungen brachten für das Werk grundlegende Änderungen. Die Einführung des Achtstundentages bei gleichzeitiger Erhöhung der Löhne machte die Vermehrung der Belegschaft notwendig und trieb die Ausgaben so sehr in die Höhe, daß das Geschäftsjahr 1918/19 mit einem Fehlbetrag von fast 9 Millionen Mark abschloß. Trotzdem ging das Werk den Weg, den es mit dem Verbund von Kohle, Eisen und Stahl und Weiterverarbeitung beschritten hatte, weiter. Im Jahre 1919 wurden die Gewerkschaften „Fürst Leopold“ und „Fürst-Leopold-Fortsetzung“ erworben. Die Kohlenfelder, die in Hervest-Dorsten an der Lippe liegen, grenzten an die Felder des Köln-Neuessener Bergwerksvereins, der außer seinem Feldbesitz in Hervest-Dorsten auch noch Kohlenfelder in Essen-Altenessen und in Bockum-Hövel bei Hamm besaß. Mit ihm schloß Hoesch 1920 eine Interessengemeinschaft. Durch die persönlichen Beziehungen zwischen Kommerzienrat Friedrich Springorum, dem Generaldirektor von Hoesch,

und Bergrat Fritz Winkhaus, dem Generaldirektor von Köln-Neuessen, kam es zunächst zum Abschluß eines auf 80 Jahre bemessenen Gemeinschaftsvertrages.

Die Verbindung bewährte sich in den folgenden Krisen-jahren, als 1923 nach der französischen Ruhrbesetzung und der Inflation eine Zusammenlegung aller großen Hüttenwerke geplant wurde, um die schwer um ihren Bestand ringende deutsche eisenschaffende Industrie wieder wettbewerbsfähig zu machen. Damals blieben nur Krupp, Gutehoffnungshütte, Klöckner, Mannesmann und Hoesch außerhalb der 1926 gegründeten „Vereinigten Stahlwerke“.

Der 1. Weltkrieg und die Nachkriegswirren zogen zwar die großen Verbundunternehmen in Mitleidenschaft, erschütterten jedoch in stärkerem Maße die Grundlagen der mittleren Betriebe in der eisenverarbeitenden Industrie. Deshalb suchten viele von ihnen Rückhalt bei krisenfesteren Montanunternehmen. 1920 erwarb Hoesch die Firma Gebr. Prinz in Hemer, eine der größten Nietenfabriken auf dem europäischen Kontinent. Sie wurde mit dem Hammerwerk von der Becke & Co. zur „Becke-Prinz GmbH“ vereinigt. In ihr ging die 1921 von Hoesch erworbene Waggonfabrik Both und Tilmann auf, so daß das Unternehmen nunmehr seinen Bedarf an Eisenbahnwagen aus eigener Produktion decken konnte.

1921 kam die Trierer Walzwerk AG zu Hoesch. Ihr war das Hinterland genommen worden, als durch den Versailler Vertrag das Saargebiet abgetrennt, die Zollunion mit Luxemburg aufgelöst und Lothringen französisch wurde. Nach dem Anschluß an Hoesch wurde ein Zweigwerk in Wuppertal-Langerfeld, im Raume der bergischen Kleiseisenindustrie, errichtet und damit die alte Stellung des Werkes auf dem Gebiet der Stahlveredelung wieder zurückgewonnen.

Im Jahre 1927 wurden die Dortmunder Drahtseilwerke angegliedert, 1928 das Baroper Walzwerk und 1929 das in der Nähe des Hardenberghafens gelegene Spezialblechwalzwerk als Betriebsabteilungen des Hüttenwerks übernommen.

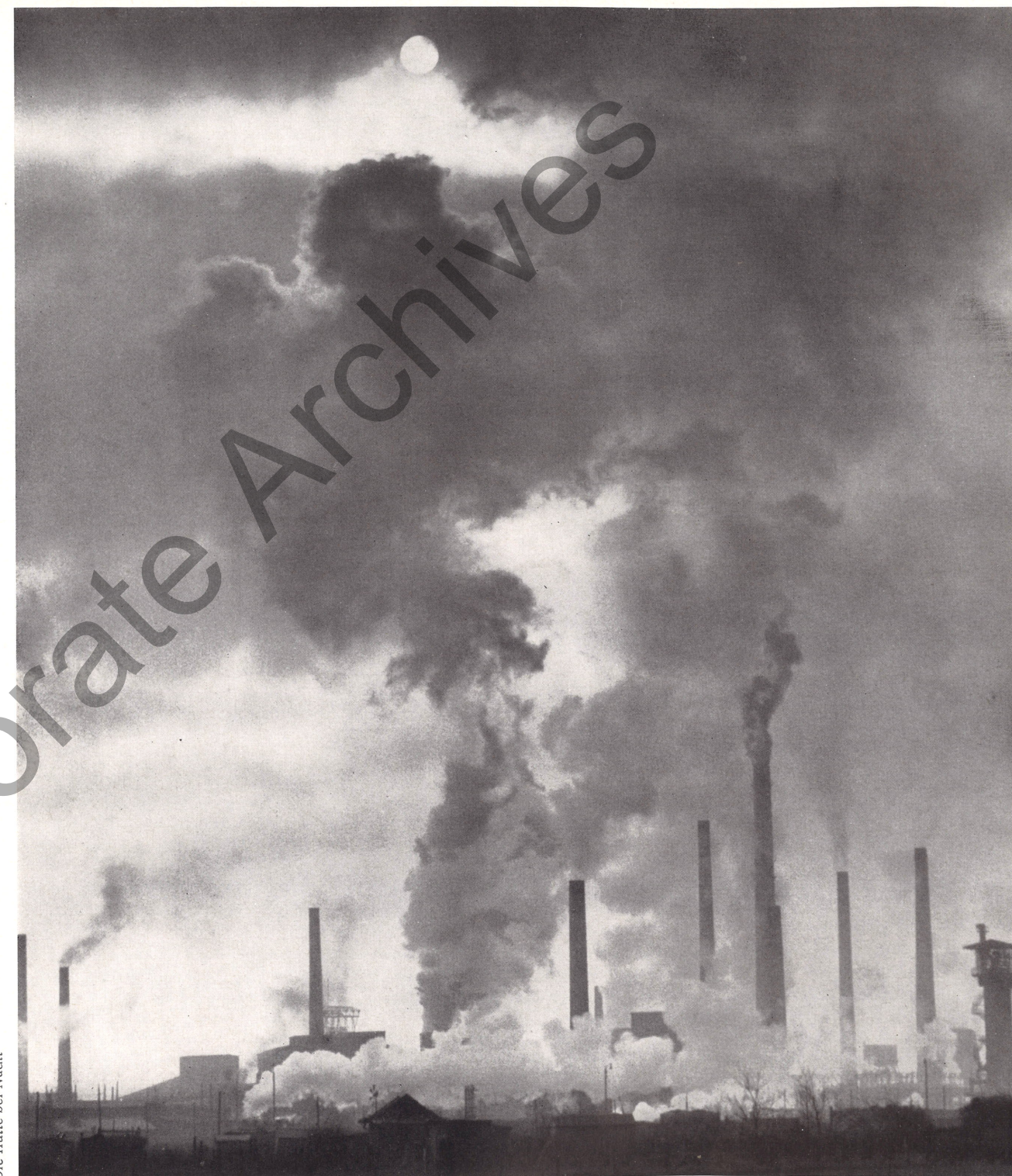
Aus fünf Unternehmen im Hagener Raum entstand 1928 unter Führung des Eisen- und Stahlwerks Hoesch die „Schmiedag AG“ in Hagen, zu deren Erzeugungsprogramm Automobilteile und Grubenausrüstungen gehören. In den nächsten Jahren erwarb Hoesch die Hiltruper Röhrenwerke GmbH in Hiltrup, die Edeltahlwerke Harkort-Eicken GmbH in Hagen und Wetter und die Firma Dörken AG in Gevelsberg, große Spezialwerkstätten für Eisenbahnbedarf.

Da sich die Verbindung von Hoesch mit dem Köln-Neuessener Bergwerksverein in den Krisen-jahren 1929 bis 1932 bewährte, wurden beide Gesellschaften ganz vereinigt. Das neue Unternehmen führte nun den Namen „Hoesch-Köln Neuessen Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“, der 1938 in „Hoesch AG“ umgewandelt wurde.

Infolge der Wirtschaftskrise in den Jahren 1929 – 1932 ging die Kohleförderung und Stahlerzeugung im Ruhrgebiet gewaltig zurück, und die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland stieg auf über 7 Millionen an. Auch die Belegschaft der „Hoesch AG“ sank von 31405 Arbeitern und Angestellten im Jahre 1929 auf 18960 im Jahre 1932; die Zahl der Wochenarbeitsstunden fiel im gleichen Zeitraum von 53,5 auf 39,2.

Nach 1933 setzte durch neue Arbeitsbeschaffungen, durch die Belebung der Weltmärkte und später durch die Rüstung ein Aufschwung ein, der auch Hoesch ergriff. Die Feierschichten entfielen und die Produktions- und

Die Hütte bei Nacht



Umsatzziffern nahmen wieder zu. Jetzt konnten auch die Anlagen modernisiert werden, was in den Krisen-jahren unterbleiben mußte.

Auf Kaiserstuhl wurde eine neue Kokerei gebaut, das von der Hoesch Benzin GmbH neuerrichtete Treibstoffwerk in Betrieb genommen, ein neues Kaltblechwalzwerk in der Stockheide gebaut, das Thomasstahlwerk erweitert und der erste Elektro-Stahl-ofen erstellt.

Der im Elektroofen hergestellte Stahl zeichnet sich durch besondere Reinheit aus und eignet sich deshalb zur Herstellung von Edelstählen.

Zur Sicherung seines Absatzes beteiligte sich Hoesch an anderen eisenverarbeitenden Unternehmen, wie der

„Schwinn AG“, Homburg/Saar, und der Firma „F. Küppersbusch und Söhne AG“ in Gelsenkirchen. Wichtig war für Hoesch der Erwerb der Aktienmehrheit der „Maschinenbau- und Bahnbedarfs AG“ in Berlin (früher Orenstein und Koppel). Diese Gesellschaft stellte in ihren Werken in und bei Berlin und in Dortmund Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Bagger und Kräne her, ihre Tochtergesellschaften (Dessauer Waggonfabrik, Gothaer Waggonfabrik, Lübecker Maschinenbau AG) bauten Eisenbahnwagen, Schiffe und Flugzeuge. Hoesch lieferte die für die Maschinenfabriken benötigten Kohlen, Bleche, Bandisen und einen großen Teil seines Halbzeugs. Im Jahre 1942 wurde zwischen beiden Konzernen eine Exportunion geschlossen.

In den letzten Kriegsjahren wurden die Hoesch Werke durch Bombenangriffe stark zerstört. Besonders furchtbar war der Angriff am 29. November 1944, der die Hochöfen und Stahlwerke vernichtete. Bei der Kapitulation im Mai 1945 stand das ganze Werk still. 3000 Belegschaftsmitglieder waren an der Front und in der Heimat gefallen.

Nach der Kapitulation wurde zunächst mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln versucht, die zerstörten Wohnungen der Belegschaftsmitglieder wiederherzustellen.

Die Instandsetzung der Zechen wurde von den Besatzungsmächten gefördert, weil sie die deutsche Kohle zum Wiederaufbau Europas dringend benötigten. Schon 1945 konnte auf den Kaiserstuhlzechen die Förderung wiederaufgenommen werden.

Am Hüttenwerk mußten die Reparaturarbeiten auf Befehl der britischen Militärregierung im Spätsommer 1945 eingestellt werden. Erst nach zähen Verhandlungen durften am 31. Dezember 1945 die ersten beiden Hochöfen wieder angeblasen werden. Im Januar 1946 lief die Erzeugung von Thomasstahl, im Februar die von Siemens-Martin Stahl an; ebenfalls Anfang 1946 wurde der Betrieb in den Walzwerken wiederaufgenommen. Die Produktion in den Betrieben der Weiterverarbeitung konnte aber erst in größerem Umfang aufgenommen werden, als das Hüttenwerk wieder in der Lage war, das benötigte Vormaterial in den gewünschten Mengen zu liefern.

Ein schweres Hemmnis für den Wiederaufbau bildete die Demontagepolitik der Alliierten. Zwar wurde Hoesch nicht so hart von der Demontage betroffen wie andere Unternehmen, weil der Konzern nur wenige Betriebe mit ausgesprochener Rüstungsfertigung aufwies. Doch wurde zwischen 1947 und 1950 das Treibstoffwerk, soweit es nicht schon im Kriege zerstört wurde, abgebaut, dem Hüttenwerk die Elektroöfen genommen und wertvolle Maschinen und Einrichtungen bei vielen Einzelbetrieben fortgeschafft oder zerstört.

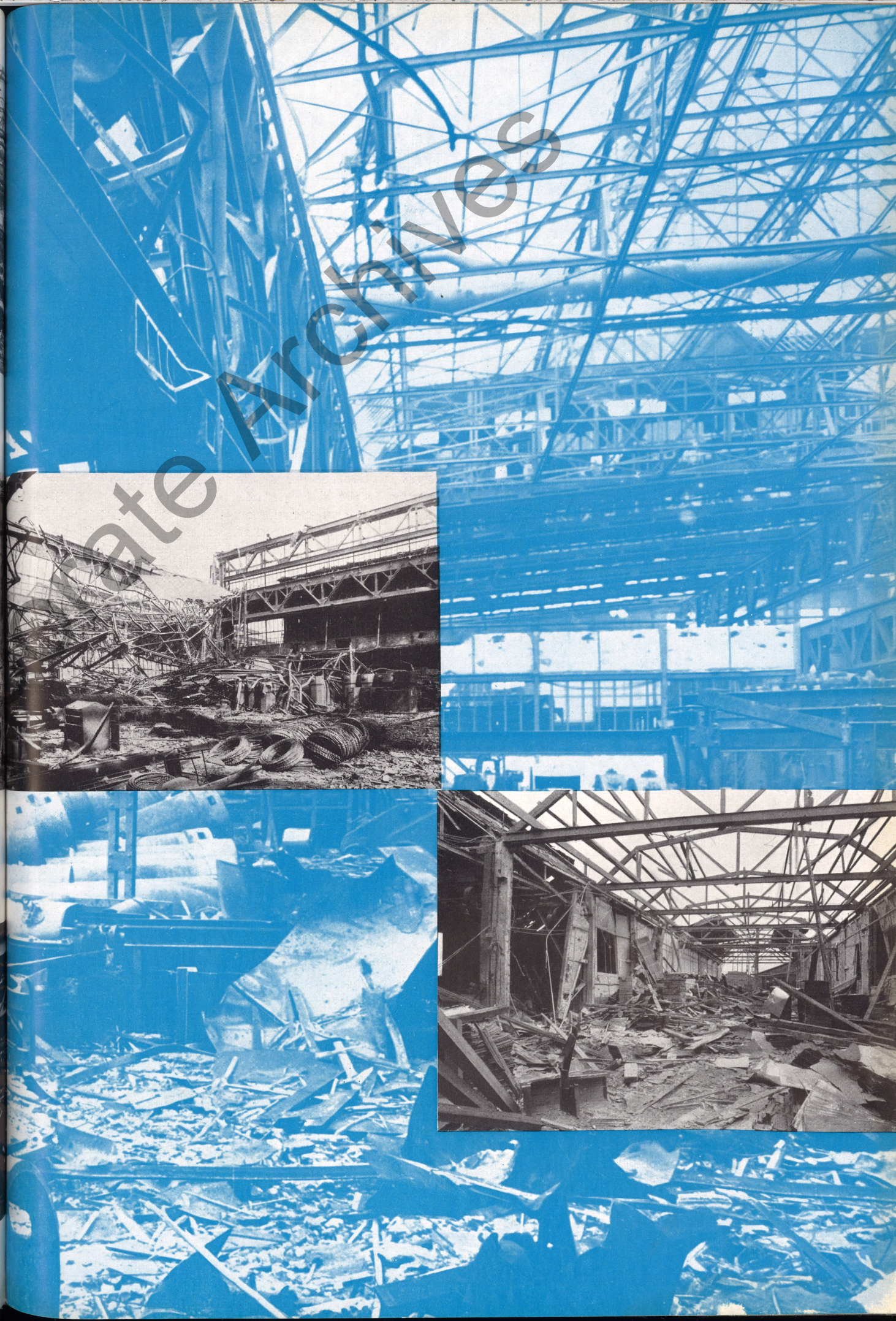
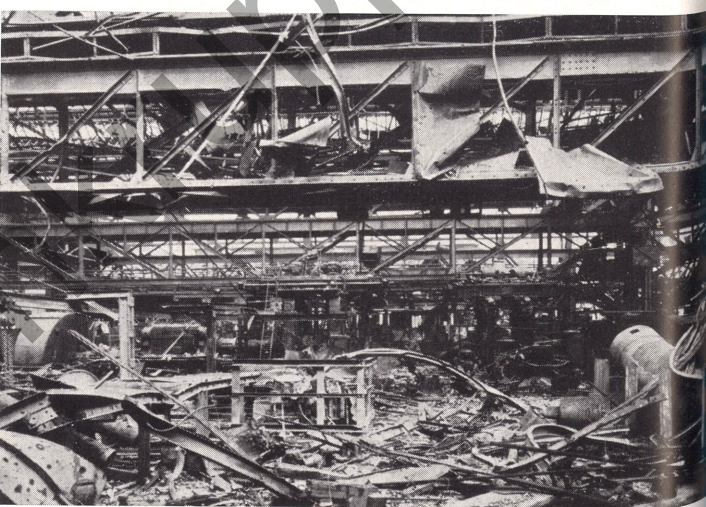
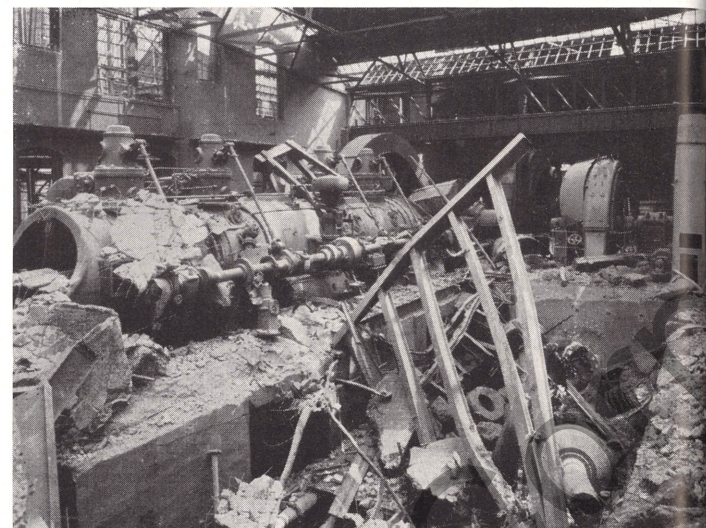
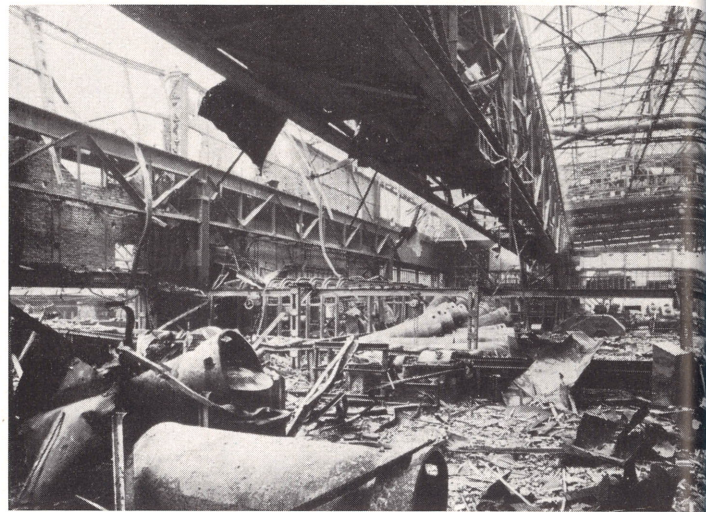
Lange Zeit bestand die Befürchtung, das ganze Unternehmen würde von der Militärregierung stillgelegt werden, weil die Stahlkapazität Westdeutschlands auch ohne Hoesch noch als zu groß angesehen wurde. Erst nach schwierigen Verhandlungen und harten Auseinandersetzungen mit der Militärregierung war der Weiterbestand der Anlagen gesichert.

Es gelang den vereinten Bemühungen aller Beteiligten, der Werksleitung wie der Belegschaft mit Unterstützung der Gewerkschaften, der Stadt Dortmund und der Vertretung der damaligen Provinz Westfalen, der Militärregierung klarzumachen, daß ein Ausfall des Werkes für Dortmund, dessen Bevölkerung im Nordosten der Stadt überwiegend von Hoesch lebt, einer Katastrophe gleichkäme.

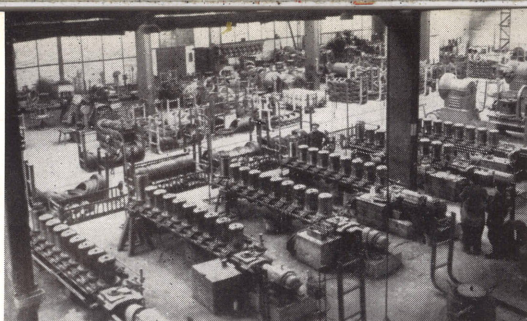
Das Weiterarbeiten der Betriebe war also gesichert, aber es hatte nicht verhindert werden können, daß der Hoesch-Konzern vorerst aufgelöst worden war.

Schon im Dezember 1945 waren alle westdeutschen Kohlenzechen von der Militärregierung beschlagnahmt und der Norddeutschen Kohlen-Kontrollkommission unterstellt worden.

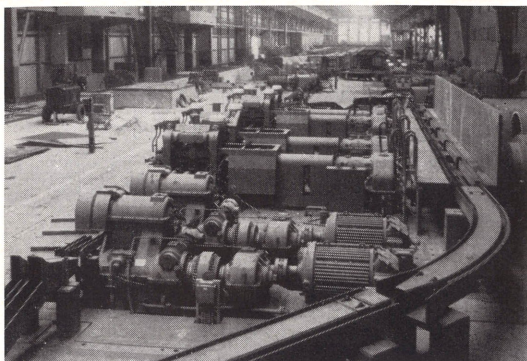
Im August 1946 beschlagnahmte die Militärregierung auch die Unternehmen der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie und unterstellte sie der North German Iron and Steel Control, die nach der Vereinigung der britischen und amerikanischen Zone zur Bizone in die NK/US-Steel-Control-Group umgewandelt wurde. Sie



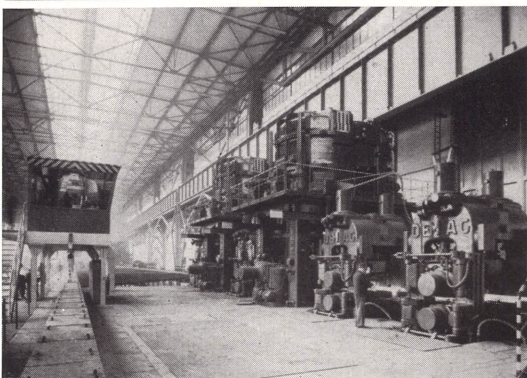
Drahtverfeinerung



Feinwalzwerk



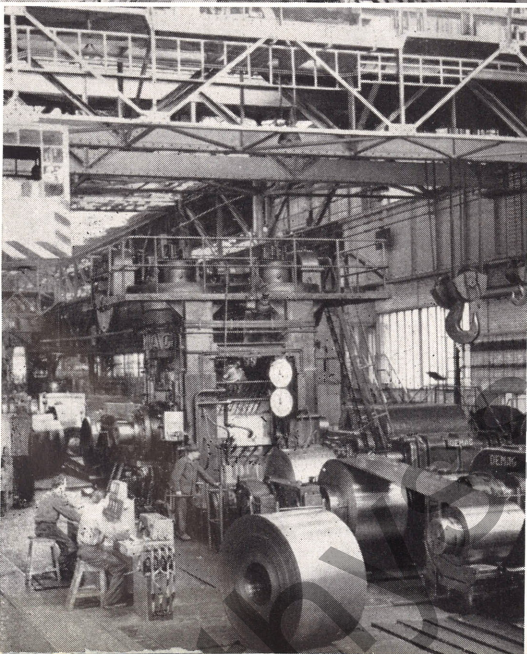
Halbzeugstraße



Breitbandwalzwerk



Kaltwalzwerk



setzte eine Treuhandverwaltung ein mit dem Auftrag, die westdeutsche Montanindustrie aus dem Gedanken heraus neu zu ordnen, daß wirtschaftliche Machtzusammenstellungen, wie sie sich in Syndikaten und Konzernen darstellen, als besonders gefährlich für den Frieden der Welt anzusehen seien. Vor allem die Engländer sahen in den Rechtsformen der Ruhrindustrie einen Musterfall gefährlicher Machtzusammenballung und setzten die Entflechtung der großen, leistungsfähigen Konzerne in 24 selbständige Gesellschaften fest, die ein Aktienkapital von je 100 000 RM haben sollten. Eines dieser Unternehmen, die aus ihren organischen Verbindungen herausgelöst und selbständig gemacht wurden, war die „Hüttenwerk Dortmund AG“, später: „Westfalenhütte AG“, die seit dem 1. Oktober 1947 den Betrieb des Hüttenwerks von Hoesch übernahm.

Doch schon bald änderte sich die alliierte Wirtschaftspolitik Deutschland gegenüber völlig. Im Laufe des Jahres 1950 hörten die Demontagen in der Bundesrepublik auf, die alliierten Kontrollen und Bestimmungen wurden allmählich abgebaut oder wesentlich gemildert. Für die westdeutsche Montanindustrie wurden wieder gesündere Lebensbedingungen geschaffen.

Es gelang der Verwaltung der Hoesch AG, ihr Hüttenwerk, also die Westfalenhütte, wieder mit einem Teil des früheren Kohlenbesitzes und den meisten Betrieben der Weiterverarbeitung als „Hoesch Werke AG“ zusammenzubringen. Nicht verhindert werden konnte, daß aus der Zeche Radbod und den Altenessener Zechen eine selbständige Bergbaugesellschaft, die „Altenessener Bergwerks-AG“, gebildet wurde und daß eine neue Gesellschaft, die „Industriewerte AG“, die Verwaltung der Beteiligungen von Hoesch an anderen Unternehmen übernahm. Am 1. Oktober 1950 trat die Hoesch AG in Liquidation. An ihre Stelle traten die drei Nachfolgegesellschaften: Hoesch Werke AG, Dortmund, Altenessener Bergwerks-AG, Essen, und Industriewerte AG, Dortmund.

Am 1. Januar 1956 wurden die Altenessener Bergwerks-AG und die Industriewerte AG der Hoesch Werke AG angegliedert, so daß die Hoesch Werke AG nunmehr als Holding oder Dachgesellschaft wieder einen annähernd so großen Betriebsumfang erreichte, wie ihn die alte Gesellschaft bis 1945 besessen hat. Die einzelnen Tochtergesellschaften sind durch Organschaftsverträge an die Weisungen der Obergesellschaft gebunden.

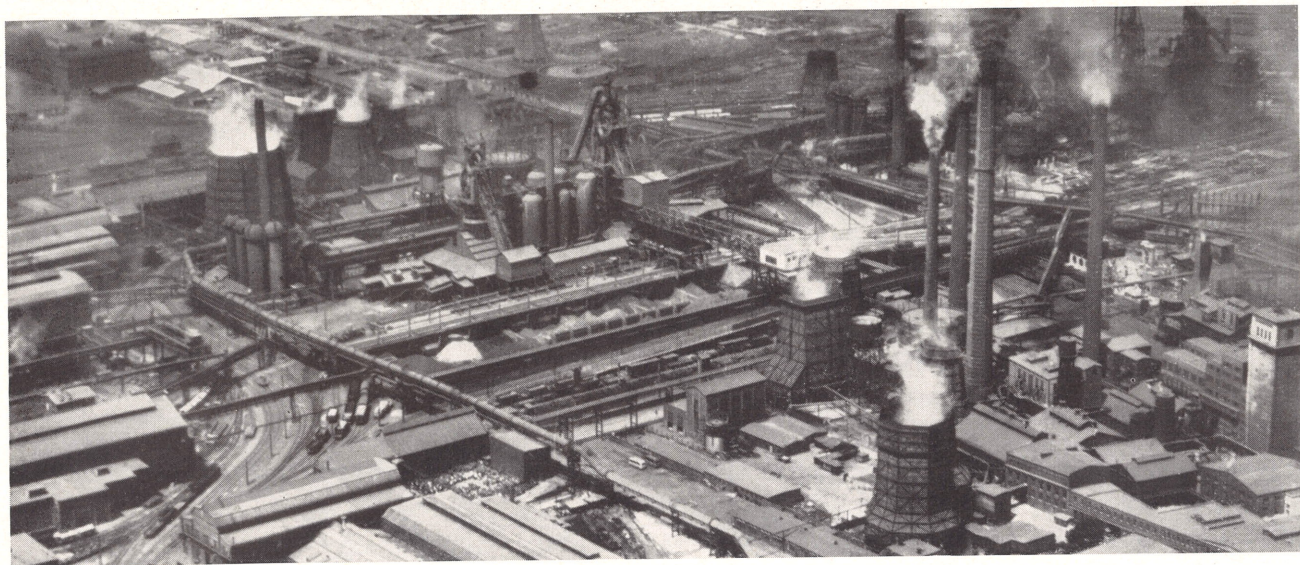
Das Aktienkapital der Hoesch Werke AG. beträgt zur Zeit 375 Millionen DM und befindet sich zum größten Teil im Besitz von kleinen und mittleren Aktionären. Nach dem Aktiengesetz bestimmen drei Organe das Leben der Aktiengesellschaft: die Hauptversammlung, der Aufsichtsrat und der Vorstand.

In der Hauptversammlung üben die Aktionäre ihre Rechte aus. Sie beschließen über Kapitalerhöhungen, Änderungen des Geschäftsbereichs und andere wichtige Fragen der Gesellschaft und wählen 7 Aktionäre in den Aufsichtsrat.

Der Aufsichtsrat ist bei Hoesch dem Mitbestimmungsergänzungsgesetz gemäß paritätisch zusammengesetzt aus 7 Vertretern der Aktionäre und 7 Vertretern der Arbeitnehmer (3 Vertreter der Arbeiter und 1 Vertreter der Angestellten werden in den Betrieben gewählt, die übrigen 3 Vertreter von den Gewerkschaften ernannt). Diese 14 Mitglieder wählen noch eine neutrale Persönlichkeit hinein, und diese 15 Aufsichtsratsmitglieder

Rechts: Am Elektroöfen





Teilansicht des heutigen Hüttenwerkes

bestellen dann den Vorstand und überwachen dessen Geschäftsführung.

Das Geschäftsjahr der Hoesch Werke AG läuft vom 1. Oktober bis zum 30. September.

Am 30. September 1957 wurden insgesamt 52470 Belegschaftsmitglieder beschäftigt (46364 Arbeiter und 6106 Angestellte), die sich wie folgt verteilen: Hoesch Bergbau 26107, Hoesch-Westfalenhütte 15025 und Weiterverarbeitung und Handel 11338.

Als Montanunternehmen sind die Hoesch Werke hauptsächlich auf die Rohstoffe Kohle und Erz angewiesen. Der Erzbedarf von annähernd 3 Mill. Tonnen im Jahr kann nur noch zu etwa 25% aus deutschen Erzgruben gedeckt werden. Von den übrigen Mengen bezieht das Unternehmen 45% aus Schweden, 7% aus Lothringen und den Rest aus Spanien und Kanada. Da eine ausreichende Versorgung mit Erz immer schwieriger wird, sind gemeinsam mit anderen deutschen Hüttenwerken langfristige Lieferungsverträge mit Erzgruben in Labrador und Venezuela abgeschlossen worden. Außerdem wird die Abbauwürdigkeit großer Eisenerzvorkommen in Französisch-Nordafrika geprüft. Die benötigten Brennstoffe (Kohle, Koks und Gas) erhält das Hüttenwerk aus den Hoesch-Bergbau-Betrieben.

Der Kalkstein für die Hochöfen und Stahlwerke kommt aus dem Lenne- und Hönnetal.

Fast 80% des benötigten Erzes aus dem Ausland kommt über den Erzumschlaghafen Emden durch den Mittel-landkanal und den Dortmund-Ems-Kanal nach Dortmund zum Hardenberghafen, von wo es dann in Güterwagen umgeladen und zum Hüttenwerk gebracht wird. Nachstehend sind die Tochtergesellschaften aufgeführt, die im April 1958 der Hoesch Werke AG angehören:

Altenessener Bergwerks-AG, Essen-Altenessen
Hoesch Bergwerks-AG, Dortmund
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund
Hoesch Walzwerke AG, Hohenlimburg
Hoesch Walzwerke AG, Werk Federstahl, Kassel
Trierer Walzwerk AG, Wuppertal-Langerfeld und Trier
Dortmunder Drahtseilwerke GmbH, Dortmund
Dörken AG, Gevelsberg i. W.
Schmiedag AG, Hagen i. W.

Schmiedag AG, Werk Ruegenberg, Olpe i. W.
Schwinn AG, Homburg/Saar, Gesenkschmiede u. mech. Werkstätten
Maschinenfabrik Deutschland AG, Dortmund
Hoesch Rohrwerke AG, Hiltrup, Werke Hiltrup, Hagen, Dortmund-Barop
Becke-Prinz GmbH, Dortmund und Hemer
Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH, Oberdollendorf/Rh.
Hoesch Reederei u. Kohlenhandel GmbH, Hauptsitz Essen-Altenessen
Hoesch Eisenhandel mbH, Dortmund
Hoesch Düngerhandel GmbH, Dortmund
Hoesch Export GmbH, Dortmund
Hoesch Limited, London, W. C. a
Hoesch Italiana, Societa per Azioni, Milano
American Hoesch Inc., New York, N. Y.
Hoesch Werke AG, Geschäftsstellen

Hoesch-Westfalenhütte AG in Dortmund ist der Kernbetrieb des Hoesch-Konzerns, der die weiterverarbeitenden Betriebe mit Material versorgt. Die wesentlichen Werksanlagen sind:

- 6 Hochöfen
- 1 Thomasstahlwerk
- 3 Siemens-Martin-Stahlwerke
- 1 Elektrostahlwerk
- 2 Blockwalzwerke
- 1 Drahtwalzwerk
- 4 Profilwalzwerke
- 1 Kont. Halbzeugwalzwerk
- 1 Breitbandwalzwerk
- 1 Kaltwalzwerk
- 1 Drahtverfeinerungsanlage
- 1 Kont. Feineisenwalzwerk
- 1 Zementfabrik
- 1 Fabrik zur Herstellung feuerfester Steine
- Thomasmöhlen und Schlackenverwertungsanlagen

Der reibungslose Ablauf des Produktionsbetriebes macht die ständige Überholung und Verbesserung der Werksanlagen notwendig, weshalb in den letzten Jahren eine Reihe größerer Neubauten errichtet wurde.



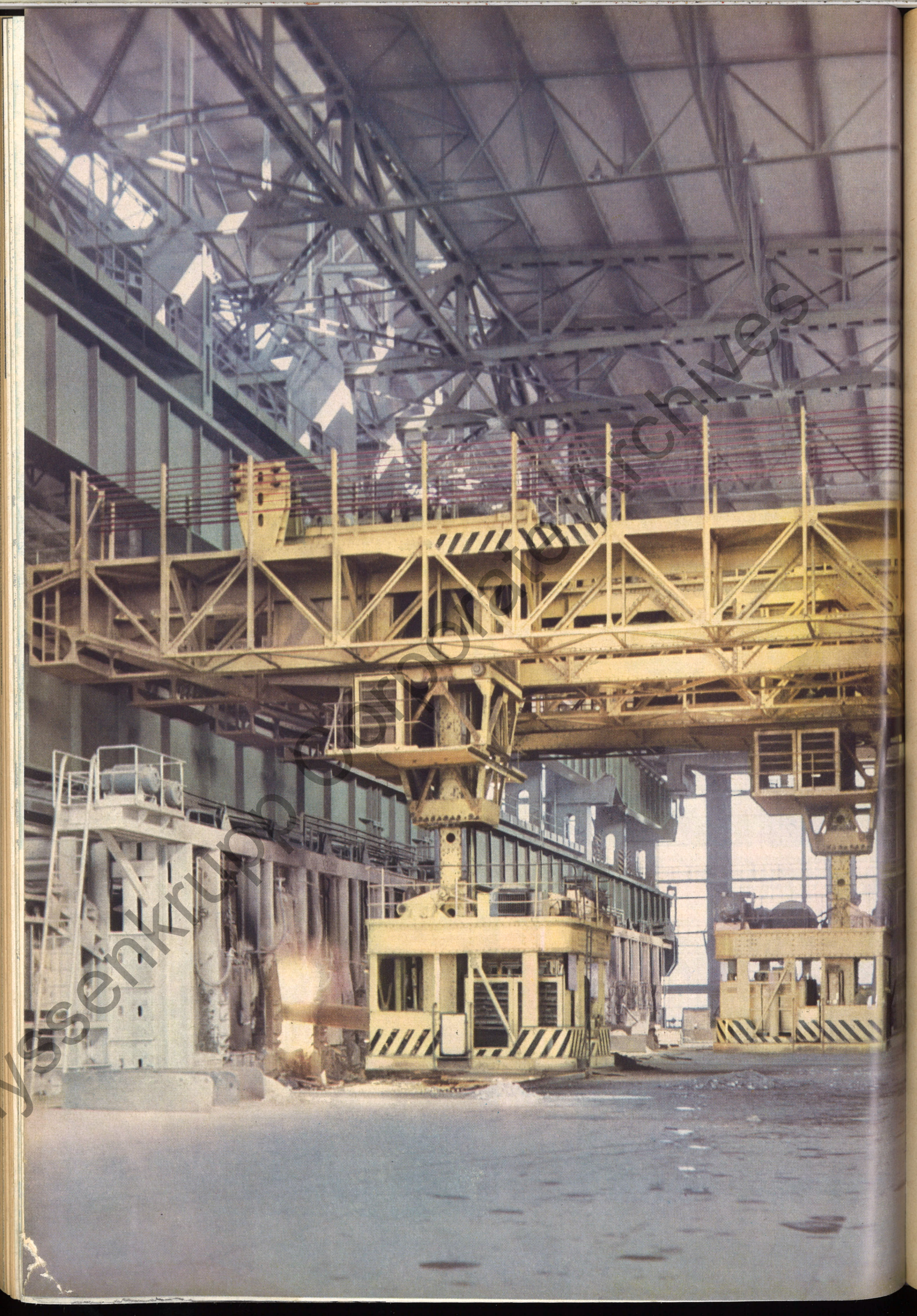
In einer unserer Siedlungen

Im Kinderheim

In Belegschaftsversammlungen wird zu allen Fragen, die das Werk, den Arbeitsplatz und den „Menschen im Mittelpunkt“ betreffen, Stellung genommen

In einem Bastelraum unseres Kinderhortes





„Hoesch-Tierpark“ ein Gemeinschafts-Hobby



„Das kleinste Küken der Welt“ hat in einer Streichholzschachtel reichlich Platz

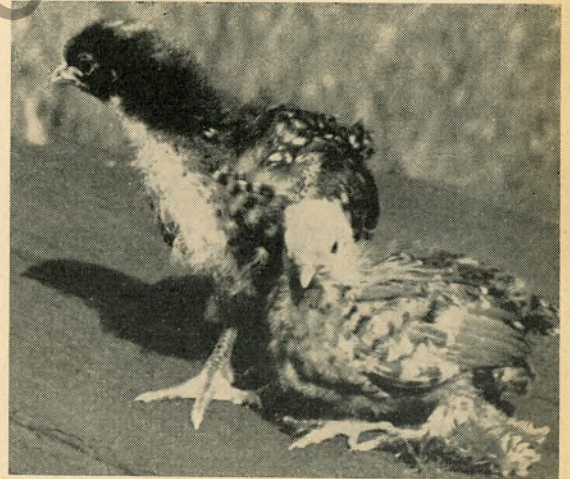
Asyl für entflogene Wellensittiche — Patient Fasanenhenne und Bimbo, der Star

Als im Herbst 1957 Tierfreunde eine angefahrene Fasanenhenne in die Verwaltung des Hoesch-Parks brachten und der Hoffnung Ausdruck gaben, daß sie sich bei sachgemäßer Pflege von ihren Verletzungen erholen möchte, dachte noch niemand ernsthaft daran, daß sich aus einer so kleinen Ursache eine so große Wirkung wie ein eigener Tierpark entwickeln würde. An die Tauben, die am Eingang der Sport- und Erholungsanlage ihren Schlag haben, an Pfauen, kollernde Truthähne, im Brennesseldickicht des Waldes scharrende und sogar brütende Hühnervölker waren die Besucher ebenso gewöhnt wie seit 1953 an die Dülmener Wildpferdchen Max und Moritz und die weiße Ponystute Fatme mit ihrer grauscheckigen Tochter Farida.

Mitten im grünen Gras träumt Bimbo von dem guten Hefer, der im Stall auf ihn wartet ...



Max und Moritz hört man des Tages ein paarmal in kraftvollem Trab durch die Straßen der Umgebung des Werkes klappern. Mit einem nach ihren Maßen angefertigten Wagen führen sie allerlei Nutzfahrten aus und versehen so den zur Pflege der Sport- und Erholungsanlage — und zu ihrer eigenen Pflege — notwendigen „Zubringerdienst“. Fatme hingegen zieht ihr Wägelchen innerhalb des Parkgeländes, vielbewundert und bestaunt, manchmal allerdings auch mißverstanden von den Kindern: „Onkel, ist das ein Esel?“

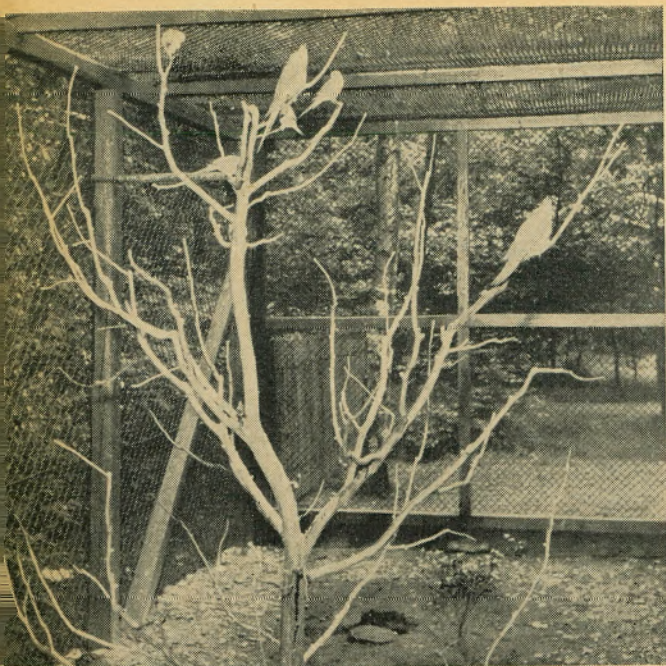


Federfüßige Zwergküken

Aber weder die Ponys noch der langbehaarte, hochbeinige Ungarische Hirtenhund Bodo, der mit dem Parkwächter die Runden geht, hätten sich jemals zu einem „Zoo“ ausgewachsen, wenn nicht jene kranke Jagdfasanenhenne um die Weihnachtszeit gesund geworden wäre und ihren Betreuern den Gedanken eingegeben hätte: Sollte sie nicht einen Gefährten haben?

Wo kriegt man Fasanen?

das war nun die Frage. Eine Fasanerie in der Sager Heide im Oldenburgischen lieferte den Hahn. „Wir könnten auch ein paar Goldfasaneneier gebrauchen!“ — „Gewiß. Aber Sie dürfen sie nicht in den Brutapparat legen. Fasaneneier sind nicht kunstbrutfest.“



In den Volieren sind Wellensittiche verschiedener Art und Nymphensittiche wie zu Hause

Wieso eigentlich nicht? Wo doch weiße, gelbe und schwarze Leghornküken, Perlhühner, Orpingtons, federfüßige Zwerghühner und sogar die von einem Kumpel geschenkten „Hamburger Silberlack“-Küken ausschlüpfen und im Schein der Infrarotsonne gediehen. Es kommt auf den Mut zum Versuch an.

Die vier, die von den fünf in die Brutmaschine gelegten Fasaneneiern befruchtet waren, verwandelten sich nach der vorgeschriebenen Zeit in zwar kleinwinzige, aber putzmuntere braune Fasanenküken. Mit zarter Dringlichkeit machen seitdem viele Brüderchen und Schwesterchen ihre Ansprüche auf Pflege geltend, versprechen allerdings gleichzeitig, höchst wertvolle Posten in dem „Kungelbetrieb“ zu werden, der „die wirtschaftliche Basis“ des Unternehmens „Hoesch-Tierpark“ bildet.

Sein Hauptreiz besteht ja darin, daß nicht „die Schwerindustrie“ mit riesigen Mitteln „dahintersteht“, sondern die in allen Beteiligten und freiwilligen Interessenten lebende Liebe zum Tier. Sie äußert sich im Entzückensschrei des Kindes: „Pfau! Pfau!“ über den radschlagenden Wundervogel ebenso wie im täglichen Fütterungsgang der alten Hoesch-Park-Besucher, die den Pfauen auch dann etwas bringen, wenn die Kinder längst alle bunten Federn heimgetragen haben. Diesen zuverlässigen alten Freunden fressen die scheuen Vögel sogar aus der Hand. Tüten mit Bröt, vorm Rasen niedergelegt, auf dem in modernem, spitzgiebligem Auslauf eine Zwerghenne ihre Küklein hegt, zeugen von heimlicher, nach Bestätigung drängender Tierliebe.

Wenn Wellensittiche ausreißen — wo fliegen sie hin? Das ist die Frage. Die andere Frage aber: „Wenn eure Wellensittiche Junge haben — kriege ich dann auch einen?“, stößt mitten hinein ins werdende Tierparkleben. Warum soll man nicht einem Hobby-Züchter, der gern einen jungen „Harlekin-Sittich“ hätte, einen Tausch zusagen, für den Fall, daß die maisgelben Vögel an Nachwuchs denken? Gegen einen mausgrauen Nymphensittich mit seinem bunten, an Vetter Kakadu gemahnenden Federschopf

müßte man wohl zwei „rote Kardinäle“ eintauschen können. Oder junge Pfautauben, von denen erst ein Pärchen — Geschenk eines Invaliden — da ist, bringen vielleicht ein paar Tierchen ein. Hier und da können wir sicher auch Freude machen, ohne einen Gegenwert zu erwarten. Wir erleben ja auch Freude, dann z. B., wenn es wieder mal Sturm klingelt: „Tante, einer von euren Wellensittichen ist ausgerissen. Da im Raum sitzt er.“ Eine rasche Zählung ergibt: Keiner ist weggefliegen.

Der da draußen ist zugeflogen, angelockt durch das Gezwitscher in den Volieren, getrieben wohl auch vom Hunger. Der Gegenstand so mancher verzweifelten Verlustanzeige: „Wellensittich entflohen, hört auf den Namen Peter . . .“, erreicht allen Ängsten seiner Besitzer zum Trotz den Park und schwirrt als fremdfarbiger Blitz durch die Baumkronen. Der Züchter spricht diesen als so anfällig verschrienen Exoten die Fähigkeit zu, bis zu 25 Grad Kälte ertragen zu können. Was hier in Volieren lebt und in den roten Brutkästen zur Welt kommt, soll auch im Winter draußen bleiben.

Kinder!

Ihr habt doch sicher gesehen,
daß im Hoesch-Wäldchen
Hühner spazierengehn.

Die wagen sich auch
in die Nesseln hinein . . .

Da möcht' ich
mit bloßen Beinen nicht 'rein!

Wißt ihr auch,
was die Hühner da tun?

Sie scharren, suchen Futter und ruhn.
Manche Henne will dort sogar brüten . . .

Die müssen wir schützen und behüten!

Wenn ihr Kinder seht, die Hühner jagen,
sollt ihr's der Parkverwaltung sagen.

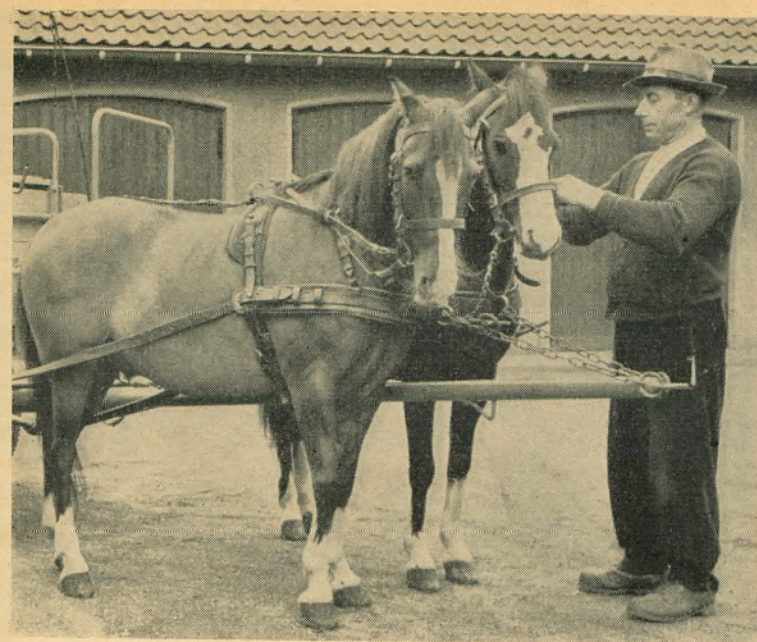
Dort ist man, wenn ihr mit aufpaßt, froh.

Die Hühner gehören zu unserem „Zoo“.

Es grüßt herzlich Kläuschen, der Hüttenknirps



Alle um Asyl nachsuchenden Sittiche können rascher zu Bett und Brot kommen, wenn sie sich nur einfangen ließen! Nicht jeder macht es der Verwaltung so leicht wie einer, der, erschöpft, dem seines Weges gehenden Parkwächter einfach auf den Kopf fiel und auf der grünen Mütze sitzen blieb.

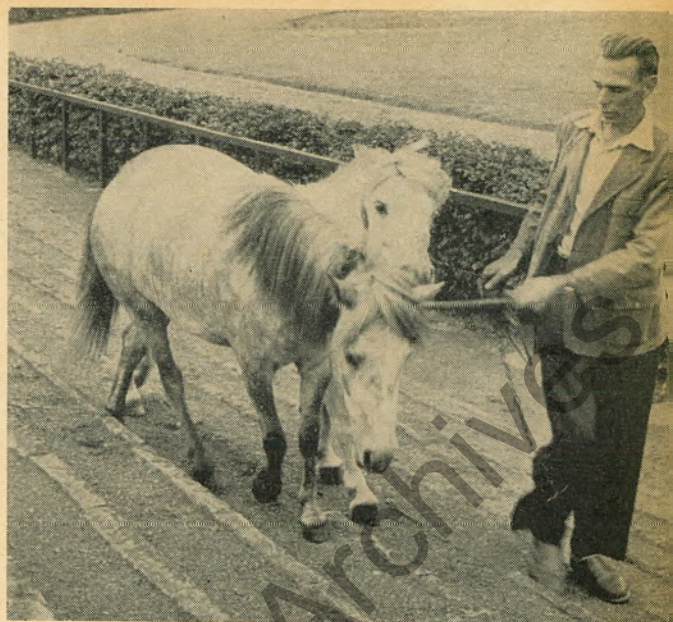
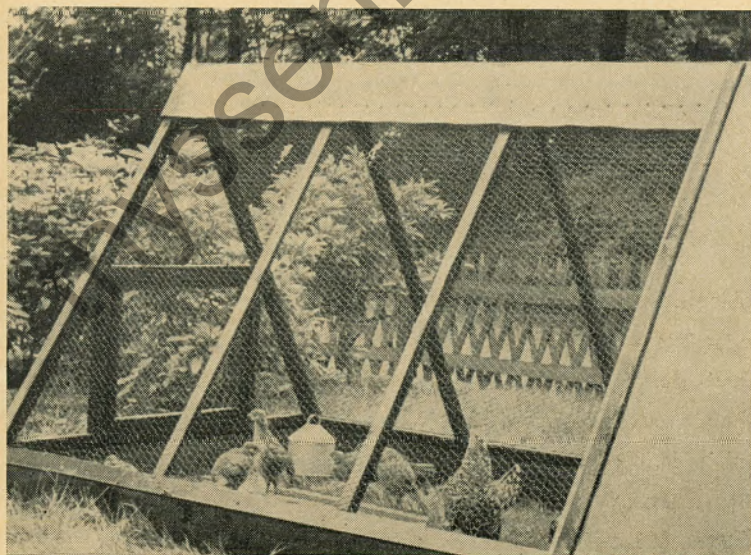


Alle Kinder des Dortmunder Nordens kennen Max und Moritz

Unsere Werkfeuerwehr holte „Bimbo“ ein

Bimbo, der mazedonische Zwergesel, kam beinahe von Osterreich her. Drei Tage und drei Nächte war das zweijährige Eselkind unterwegs gewesen, ehe der „Eisenbahnbehälter mit Esel drin“ seinen Bestimmungsort Dortmund erreichte. Unsere Werkfeuerwehr fuhr mit dem roten VW-Bus zur Bahn, um ihn abzuholen. Der Behälter stand im Stückgutschuppen. Gemeinsam mit den Feuerwehrmännern versuchte man Bimbo rückwärts 'rauszubugsieren. Bimbo bockte. Unsere Männer, an Transporte schwierigster Art gewöhnt, wollten wohl mit einem verschreckten Esel fertigwerden. Zu zweit nahmen sie ihn auf den Arm. Der dritte mußte auch noch helfen, denn Bimbo strampelte so sehr, daß sie fast alle zu Boden gegangen wären. Als Bimbo glücklich in die weitgeöffnete Doppeltür des roten Wagens geschoben worden war, benahm er sich erstaunlich vernünftig. Er stand ganz ruhig, ja, als es um die Ecke ging, legte

Familie Zwerghuhn in ihrem ganz modernen, spitzgiebligen Auslauf



Die weiße Fatme mit ihrem grauen Kind Farida

er sich in die Kurve wie ein geübter Rennfahrer. Im Hoesch-Park aber war es gleich wieder aus mit der Vernunft. Er wollte nicht 'raus auf den Hof vor seinem Stall. Und als er glücklich auf den Hof hinuntergeschoben worden war, wollte er nicht in den Stall, ums Verrecken nicht. Also: wieder auf den Arm. „Sieh mal, Bimbo, so einen schöne, behagliche Box.“ — „Iah“, dachte Bimbo und fing an, sein Strohbett zu fressen. „Halt, Bimbo, halt, hier ist schönes, frisches Heu!“ — „Kenn' ich nicht“, dachte Bimbo, denn er hatte sich schon auf plattdütsk akklimatisiert, „und wat dä Iäsel nit kennt, dat friät hei nich. Bi Strau, da weit man, wat man tüsken dä Siänne har...“ Nach ein paar Tagen, als er gesehen hatte, wie es seinen Box-Nachbarn Max und Moritz schmeckte, versuchte er es nicht nur mit Heu, sondern auch mit Hafer. Und der gefiel ihm so gut, daß er von Stund an lieber immer im Stall gewesen wäre, bei dem Hafer! Er riß den provisorischen Zaun seiner Wiese um und rannte auf den Hof. Dort blieb er an der Stalltür stehen, drei Stunden lang.

Was wir planen, was wir hoffen

Heu und Hafer bekamen ihm vorzüglich. Seine Flanken füllten sich, sein Bäuchlein wurde rund, der Kinderblick in seinen guten braunen Augen ruhiger. Und einen Haarwechsel nahm er in aller Eile vor: Die langen, braunen Haare, die in den ersten Tagen dazu geführt hatten, daß die Kinder fragten: „Ist das ein Reh?“, warf er ab und präsentierte das kurze, glatte, stumpfe und doch glänzende Fell des gepflegten Esels.

Jagd- und Goldfasan, die Pfauhenne, die auf dem mit Splitt unterlegten, also immer trockenen Sand ihre Küchlein wärmt, während ihre Freundin zur Gesellschaft draußen vor dem Gitter hockt, Generationen von Hühnern und Hühnchen verschiedenster Rassen, alles deutet auf bescheidene Vielfalt und mögliche Ausdehnung hin.

Ein Vogelhaus für den Winter, eine Voliere mit Waldvögeln, rote Kardinäle, vielleicht einmal Zwergziegen, das wird uns schon noch „zulaufen“, wenn wir Geduld haben. Hauptsache: Unser Wald hat am Sonntag den an sportlichen Veranstaltungen Uninteressierten etwas zu bieten: etwas Erholsames für Auge und Herz.

Fischvater wider Willen



Zu einem Hobby kann man auf seltsame Weise kommen:

z. B. flötet der Klüngelskerl vorm Hause, Mutter schickt Sohn Udo mit allerlei ausgedientem Kram hinunter, und Udo, 13 Jahre alt, kommt freudestrahlend mit zwei Goldfischen wieder herauf, die er gegen „Alteisen, Lumpen, Hasenfelle“ eingetauscht hat. Vater, von der Arbeit heimkommend, ist über den Familienzuwachs nicht allzu begeistert. Er versteht zwar, daß Udo „was fürs Herz“

haben möchte, aber in dem Einmachglas gefallen ihm die Goldfische ganz und gar nicht.

Wenn Vater etwas tut, dann tut er es ganz. Gründlichkeit, Umsicht, Pünktlichkeit und Präzision, das alles verlangt auch sein Beruf von ihm. Friedrich Wölm ist Fahrer bei der Hütte. Der Zufall will, daß er seine Frage: „Wißt ihr nicht einen, der mir ein altes Aquarium für „zugelaufene“ Goldfische abtreten kann?“, in unserer Kraftfahrzeug-Reparaturwerkstatt genau an den passenden Mann richtet. An einen nämlich, der das Steckenpferd „Fischzucht und Aquarienpflege“ zu Tode geritten hat. Hinten im Winkel liegt's sozusagen in den letzten Zügen. „Kannste alles mitnehmen. Die Fische schenk' ich dir auch...“

Das wird eine Freude für Udo und ein wohlfeiles Geburtstagsgeschenk obendrein. Übermorgen wird er 14 Jahre alt. Er darf mit Vater in die Stadt fahren, Sand und Wasserpflanzen, Filter, neue Birne usw. holen. Schwertträger und Gubbyis setzen sie einstweilen zu den Goldfischen: „Wartet nur, was ihr für ein feines Haus bekommt!“

Als sie zurückkehren, ist der Tisch rund um das Einmachglas herum mit Fischleichen besät! Nanu? Ach so! Udo hatte das nicht wissen können, Vater, als Laie, aber wahrhaftig auch nicht, daß man Kalt- und Warmwasserfische nicht in die gleiche Brühe tun darf. Sie waren 'rausgesprungen. „Vater, nun mußt du mir aber neue Fische kaufen!“ Da sie alles übrige bereits bezahlt hatten und der

Das große, holzverkleidete Aquarium ist selbstgebaut



Geburtstag immer näher rückte, blieb Vater nichts anderes übrig, als noch mal in die Stadt zu fahren.

Dann aber packte er die Sache richtig an. Es wurde ein Aquarium gebaut, das weit und breit seinesgleichen nicht hat. Mit 320 Pfund Fassungsvermögen, mit Holz-Rahmung, mit einer Stellage drunter, die auf das Gewicht berechnet ist, mit Licht und Heizung, mit Filter- und Strömeranlage und Unterwasserflora. Hans Freys Handbuch „Das Süßwasser-Aquarium“ wurde angeschafft und durchstudiert, seine „sieben Grundsätze für die Haltung von Zierfischen“ auswendig gelernt, die „Winke für die Zucht von Aquarienfischen“ meditiert, beherzigt und angewandt.

Nach etwa zwei Jahren sah die Bilanz so aus: Wenn man das halbe Jahr Basteln mit allen Anschaffungen und die Heizung und das Licht und das Aggregat für die Filterung und das Futter und das Risiko bei der Zucht von empfindlichen Exoten zusammenrechnet, dann ist die Fischhaltung eine kostspielige Sache. Aktiva und Passiva, gegeneinander aufgerechnet, ergeben den Entschluß, künftig nur noch eine Fischart zu halten und zu züchten, die interessant, dekorativ und anspruchslos ist: *Mesogonistius chaetodon* (Scheibenbarsch).

In Nordamerika beheimatet, ist diese Fischart sehr ruhig und abgehärtet. Den ganzen Winter über stehen sie bewegungslos im Wasser. Es machte ihnen nichts aus, wenn eine Eisschicht drüber wäre... Erst im Frühling sind sie „wieder da“, bekommen Appetit und besinnen sich auf ihre Fortpflanzungspflichten. Udo interessiert die Frage, was Männchen und was Weibchen ist, nicht. Er hat sich längst anderen Liebhabereien zugewandt und Vater die Fische Sorgen überlassen. „Schwer zu unterscheiden“, sagt sogar das Lehrbuch, „Weibchen sind beim Laichakt kräftiger gefärbt“. Wenn das Männchen die Kuhle im Sand buddelt, dann muß der Fisch, den es dann umwirbt, wohl das Weibchen sein. Hat es den Laich im trauten Heim abgelegt, muß es entfernt werden. Das Männchen fächelt das „Nest“ sauber. Bald wird es Zeit, auch das Männchen in das kleinere Aquarium nebenan auszuquartieren, in dem neben dem Weibchen die anderen Fische blaß und etwas mißvergnügt wirken: Veränderungen des Lokals lieben sie nicht.

Aber um der Jungen willen muß die Trennung sein. Die sind nämlich — noch am vierten Tage — etwa halb so groß wie Wasserflöhe, und da könnte es zu leicht sein,

daß der ganze Nachwuchs von schätzungsweise 80—90 werdenden Jungfischen von den Großen und sogar von den eigenen Eltern aus Versehen verschluckt würde. Unverschluckt, werden sie sich „schnellwüchsig“ zeigen und ihrem „Vater wider Willen“ bestimmt ebensoviel Freude wie Ehre machen.

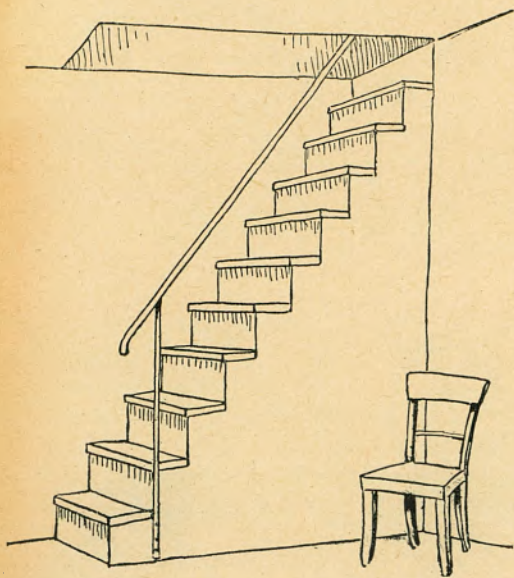
Der ist, weil die tief herunterreichenden Fenster in seiner Kirchdörner Wohnung keine Blumenbretter haben, inzwischen unter die Erfinder gegangen: Eine dicke Bambusstange, die genau Zimmerhöhe haben muß, hat er nach Art eines Grubenstempels nahe am Fenster auf-



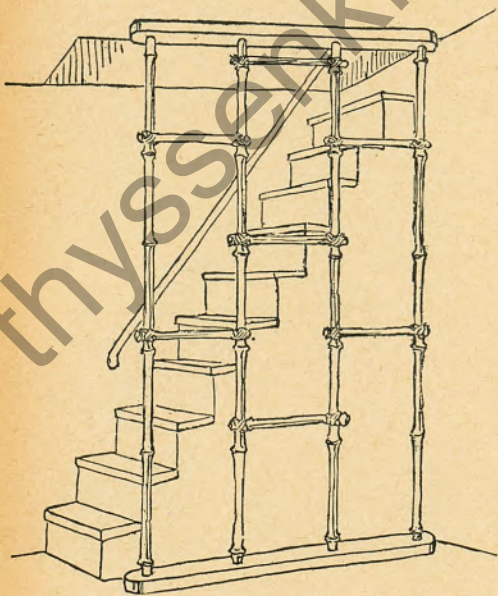
Friedrich Wölm mit „Karla“
am selbsterfundenen Blumenständer

gestellt, auf dem Boden und unter der Decke durch runde Messingscheiben mit Schaumgummieinlage gehalten. Dann hat er die Blumentöpfe gezählt und genauso viele Bilderhaken mit Stahlnägeln drin in die Stange geschlagen. Nun braucht man nur noch Bastschnüre zu flechten und die Blumentöpfe dran aufzuhängen. Den Pflanzen bekommt die luftige Aufbewahrung prima, und „Papapap Schätzchen“, die zweijährige Schnauzerin Karla, ist einsichtig genug, den Baum in der Stube nicht mit ihrem Stammbaum draußen zu verwechseln....

Wir verwandeln



unser Treppenhaus



Unsere Väter bauten Häuser, in denen besonders den Treppenhäusern eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet wurde. Oft war es so, daß diese einen Prunk erhielten, als wären sie für Paläste geplant und nur durch das Versehen des Baumeisters in ein Mietshaus eingefügt worden. Dieser Talmiglanz, dessen Wurzeln wohl in den Schloßbauten des Barocks gründeten, ist gottlob überwunden. Leider sind an seine Stelle eine Nüchternheit und Ideenlosigkeit getreten, die nicht mehr zu überbieten sind. Bedenkt man, daß das „Entree“ der erste Eindruck ist, den unser Besucher empfängt, so sollte man sich ernstlich überlegen, wie dieser Nüchternheit abzuhelpen ist.

Auch hier können lebende Pflanzen der stille Nothelfer sein. Und da es für jede Situation, ausgenommen etwa einen lichtlosen Verschlag, Pflanzen gibt, die wir mit Erfolg und ein wenig Aufmerksamkeit verwenden können, so ist dies alles gar kein Problem.

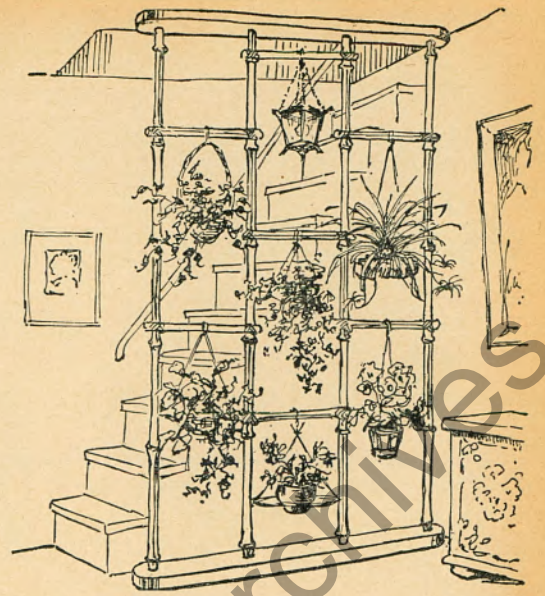
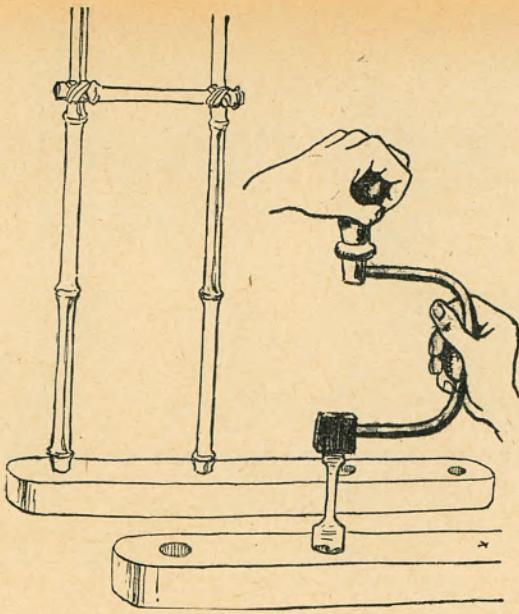
Unser Zeichner hat, als wir ihm von diesem Fall, der nach Abhilfe geradezu ruft, erzählten, den extremsten gewählt. Er zeichnete eine Boden-(Speicher-)treppe in einem Siedlerhaus, die der Volksmund „Hühnerstiege“ nennt. Und dann meinte er, wozu es eigentlich die Bambusstäbe und Bast gäbe? Husch, husch, zeichnete er auf, wie sich so ein trister Winkel verwandeln läßt, selbst dann, wenn er abseits vom Flurfenster liegt. Folgen wir seinem Gedankengang und planen wir die Arbeit: Wir holen uns die Stehleiter und eine entsprechend lange Schnur. Der Bub steigt mit dem einen Ende der Schnur auf die Leiter und hält den Anfang genau unter die Decke, der Vater markiert bei straffgespannter Schnur — das ist wichtig — den Punkt an der Schnur, mit dem sie den Fußboden berührt. Wir haben den genauen Abstand vom Fußboden zur Decke.

Beim Einkauf und späterem Zuschnitt der kräftigen Bambusstangen, die in jedem Korbwarengeschäft preiswert zu haben sind, muß beachtet werden, daß Decken- und Fußleiste fünf Zentimeter stark sind und daß die in sie gebohrten Löcher drei Zentimeter tief werden sollen.

Sind das Material und das Werkzeug, es sind nur Säge und Drillbohrer nötig, zur Hand, so werden die Bambusstangen genau zugeschnitten und in die glattgehobelten Leisten die Löcher gebohrt. Die Stangenabstände sollen etwa 40 bis 50 Zentimeter betragen, jedoch richtet sich die Einteilung nach der Ausladung der Treppe. Sind die Stangen eingeführt, so erfolgt die Aufstellung in der Weise, daß die Unterseite der unteren Leiste gut eingewachst wird und man die Oberleiste an die Decke bringt und nun vorsichtig die untere gegen die Treppe schiebt. Ist es nötig, daß mit dem Hammer schlagend nachgeholfen werden muß, so legt man zwischen Leiste und Hammer ein Stück Holz, gegen das man schlägt.

Steht das Spalier fest, so werden dünnere Bambusstäbe in der Weise zur Aufgliederung angebracht, daß man diese mit Bast anbindet. Nun kann man die Blumentöpfe und Pflanzschalen an diesen Querhölzern aufhängen. Ob man sich hier der jetzt so beliebten Bastampeln bedient, bleibt jedem Geschmack überlassen.

Für „dunkle“ Winkel eignen sich vornehmlich Efeu, Cissuranker, Philodendron, Grünstilbe, Tradescantien. Auch kann man vorübergehend eine blühende Pflanze dort aufhängen, oder man gibt dem Winkel den farbigen Schmuck, indem Hängevasen mit Schnittblumen zwischen den Grünpflanzen verteilt werden. Der Möglichkeiten sind so viele. Da die Bambusstäbe unveränderlich gelb sind, wäre es gut, die Decken- und Fußleiste mit einer guten Lackfarbe leuchtendrot zu streichen.

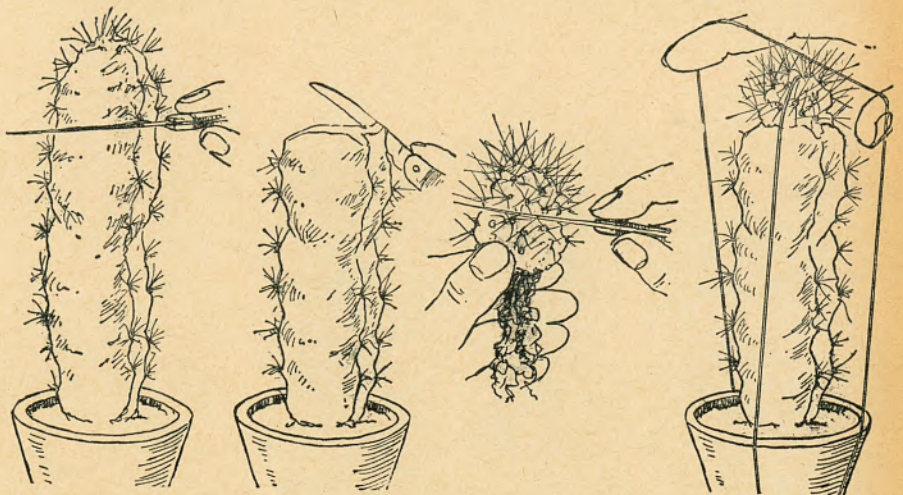


Wir veredeln Kakteen

Der Obstbauer weiß die Tatsachen zu nutzen, daß die Wuchsfreudigkeit der Unterlage bestimmend ist für die Wüchsigkeit des Edelreises. Er benutzt daher schwachwüchsige Unterlagen für Zwergformen, starkwüchsige für Hochstämme. Auch der routinierte Kakteenfreund weiß diese gegenseitige Beeinflussung sehr wohl zu nutzen. Nur arbeitet er fast ausschließlich mit starkwüchsigen Unterlagen, weil es ihm darauf ankommt, besonders form-schöne, aber sehr trägwüchsige Züchtungen zu fördern. Meist wählt er für die Unterlagen einen Säulenkaktus (*Cereus*), auf den er die Seltenheit setzt. Das Veredeln selbst ist kein Kunststück und kann von jedem ausgeführt werden. Die beste Zeit hierfür ist, obwohl die Veredlung praktisch während des ganzen Jahres stattfinden kann, das Frühjahr, wenn Unterlage und Edelkaktus sich im Trieb befinden. Dann wird der erwählte *Cereus* in der gewünschten Höhe waagrecht mit einem scharfen, nicht rostigen Messer durchgeschnitten, desgleichen der erwählte Edelkaktus (ich nenne ihn so in Anlehnung an den Begriff Edelreis im Obstbau, Abb. 1 und 3). Die Kanten der Unterlage werden abgerundet (Abb. 2). Dann wird der

Kopf unter einer Vierteldrehung aufgesetzt und zwar so, daß die Mittelachsen nicht unmittelbar übereinander, sondern dicht nebeneinander liegen. Es bleibt nur übrig, den Kopf festzuhalten, was am besten mit zwei um den Kopf geführten Gummifäden geschieht, wie sie zum Zusammenhalten kleinerer Päckchen üblich sind (Abb. 4). Oder man legt kreuzweise zwei mit Bleistücken beschwerte Fäden über den Kopf. Ein Verschmieren der Schnittstelle mit Wachs ist nicht nötig. In etwa 14 Tagen ist die Veredlung angewachsen.

In gewissen Fällen, etwa bei einem Hahnenkamm-Kaktus, ist ein flachgeführter Schnitt nicht möglich. Dann wird aus der Unterlage, nachdem sie geköpft ist, ein Keil ausgeschnitten und an dem Edelstück ein entsprechender Keil angeschnitten. Weihnachtskakteen sehen reizvoll aus, wenn sie als Hochstämmchen gezogen werden. Als Unterlage benutzt man einen Schlangencereus, besser aber noch eine *Peireskia*. Auch diese wird „auf Spalt“ veredelt. Die Unterlage wird nach dem Köpfen gespalten und in diesen ein Weihnachtskaktusglied eingeschoben. Diese Unterlagen bedürfen der Stütze durch einen Stab. Ein Festbinden der Veredlung ist nicht nötig, da der Spalt klemmt.



Kinderglück

im Bücherhimmel



Willfried bei seiner Lieblingslektüre

Freihand gibt Freude und Sicherheit im Umgang mit dem Buch

Das Zauberwort: „Sucht euch nur aus, was euch gefällt!“ hat aus unseren Kindern, die früher an den Dienstagen und Donnerstagen vor „ihrer“ Jugendausleihe ungeduldig, lustig und lärmend Schlange standen, ruhige, zielbewußte, froh genießende und dem Buchgut gegenüber verantwortungsvolle Leser gemacht.

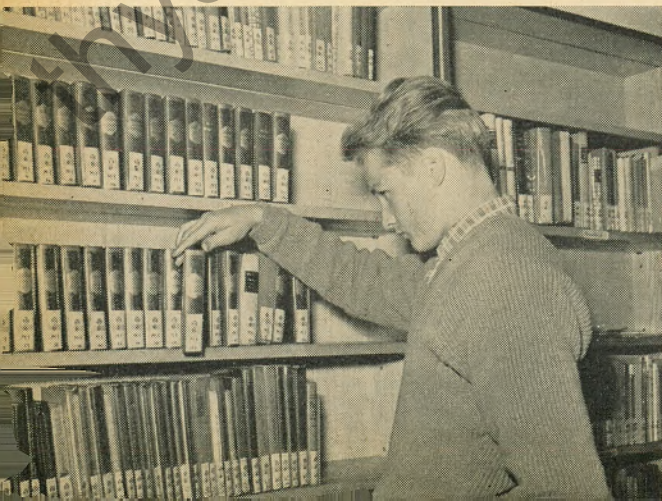
Nachdem Ende November 1956 der neue, schöne, mit hellen Hölzern und fahrbaren Regalen aufs modernste und zweckmäßigste eingerichtete Jugendlersraum eröffnet worden war, hatte man die Dreiteilung des Raumes und des etwa 3500 Bände umfassenden Buchbestandes nach Farben sehr bald begriffen: Rot für die Kleinen, Grün für die 8- bis 12jährigen, Gelb für die Großen.

Die Großen, das sind diejenigen, die, wenn sie heute auch „fast zwei Meter“ messen, gestern noch klein waren und sich in manchem Jahr Büchereizugehörigkeit die Bücher so ins Herz gelesen haben, daß sie jetzt nicht wegbleiben können. Sind sie Schüler, so finden sie trotz anspruchsvollen Stundenplanes und bei einem gerüttelten Maß an Schularbeiten, trotz Schwimmens, Rollschuhlaufens und Fußballspielens doch Zeit für eine Stippvisite in ihrer Bücherei. Stehen sie schon im Beruf, so sind sie meist im Besitze einer Erwachsenen-Lesekarte und verlangen dies und jenes ihnen vielversprechend erscheinende Stück Weltliteratur in der Hauptbücherei. Aber mit einem Zipfel ihres Wesens bleiben sie dem Kinderland verhaftet, der stillen Nische, in der sich's so behaglich schmökert, wenn der geschäftige Tag sich in die Dämmerung neigt und der Regen an die Scheiben schlägt.

„Es wächst der Mensch...“

Während die Finger liebevoll wählend über die glatten Zellophanhüllen gleiten, in die die Bücher schonend eingeschlagen

„Sollte ich den noch nicht kennen?“ überlegt Peter



sind, kann es geschehen, daß wie auf einem Filmband alles an einem vorüberzieht, was man von diesen Büchern schon gelesen hat, seit 1954, seit 1953 und auch früher schon, als man auf der Karte eines älteren Bruders oder einer älteren Schwester „mitlas“:

Für Peter, der mit seinen 14 Jahren und seiner Aufbauschulgelehrsamkeit schon ein „bemoostes Haupt“ im Kinder-Lese-reich darstellt, standen — wie für so viele Jungen — am Anfang seines Bildungsdranges die sogenannten „Lausbubengeschichten“. Er ist ziemlich bald darüber hinausgewachsen, nicht sosehr, weil die Lausbuben in den Büchern oft ungestraft Dinge tun, die den Lausbuben im Leben schwerlich ungeahndet bleiben dürften, sondern „weil die Situation doch immer ziemlich die gleiche ist, nur mit etwas anderen Vorzeichen...“. Dann kamen Sportbücher, Abenteuer zu Lande und zur See und — Karl May. Wann liest man und wo? Zu Hause, auf dem Sportplatz, im Schwimmbad...

Willfried erzählt von geschickt abgedunkelten Bettlämpchen, von Taschenlampen-Lesebeleuchtung unter der Decke. Irgendwie muß ja die Zeit auch zusammengekommen sein.

Sie schwören, daß sie den Inhalt noch wissen und zusammenhängend erzählen können: „Nicht von allen, aber von einzelnen.“ Es sind die markantesten Dinge, die im Gedächtnis haftenbleiben, die Befreiung Winnetous durch Old Shatterhand, die Blutsbrüderschaft. Dazwischen liegen wonneschauende Bilderwirbel aus Pfeilen, Pfeifen, Marterpfählen, Indianernamen und Überfällen, Seestürmen, Amateurdetektiven, lebensgefährlichen Abenteuern...

Buch und Leben

Aber eines Tages taucht man mit klar und kühl gewordenen Augen auf aus dem Reich der Träume und fragt fast schmerzlich nüchtern nach einem Buch über die Geographie von Afrika: „Für einen Schulaufsatz, wissen Sie.“ Das Leben hat dem jungen, frei wie ein Wildpferd schweifenden Geiste ein Lasso übererworfen. Die Gewöhnung an das durch alle Länder der Erde führende Abenteuerbuch zeigt der jugendlichen Wißbegier ganz von selber den Weg zum Nachschlagewerk, notfalls zum Lexikon im Leserraum für Erwachsene.

Wer mal gefunden hat, was er suchte, der wird von nun an manchmal versunken an einem der lustig lakrotten Tischen sitzen, die Linke tief im Schopf verwühlt, während die Rechte Auszüge macht: Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Heimatkunde... Manchmal arbeitet hier einer sogar für „unsere Lehrer“ oder „unser Frollein“, die in ihrer Schul-Handbücherei manche Kostbarkeit nicht haben, mit der wir versehen sind.

Mädchen kann man hier über Sammelbände gebeugt sehen, aus denen sie Gedichte abschreiben, oder über eine Biographie. Mag sein, daß auch hierzu der Anstoß in der Schule gegeben wurde. Wahrscheinlicher ist, daß sie in dem von ihnen vielbeachteten Schaukasten am Eingang Hirtenstraße eine Neuerscheinung entdeckten und sich daran entzündeten. Ein Mädchen, das sich einmal in einer Lebensbeschreibung festgelesen hat, wird auf Lebenszeit für biographisches Schrifttum gewonnen sein.



Ja, in „unserer“ Bücherei liest sich's gemütlich

„Mensch, das ist prima!“

Daß man frei wählen kann, ist wunderbar schön. Daß man darüber hinaus frei reden kann, wenn man will, ist fast noch schöner. Man will gar nicht, aber es könnte doch mal sein, daß man reden müßte, und dann darf man eben in anderen Jugendbüchereien nicht . . . Wenn z. B. die Begeisterung über ein soeben gelesenes Buch einem schier die Brust sprengen will, so daß man es unbedingt seinem besten Freunde empfehlen muß, so nimmt hier niemand Anstoß daran, wenn Lieblingsvokabeln wie „Wucht“, „Schau“ und „Wolke“ durch die Luft knallen. Unter dem Motto: „Mensch, das ist prima!“ ist sogar mancher bis dahin kaum beachtete Band in einen wahren Leihwirbel gerissen worden. Freunde waren bereit, sich um ein Buch zu schlagen, das ein Ladenhüterdasein gefristet hatte.

Im Eifer des Gefechtes kann es bei Wünschen, die an die Leitung des Jugend-Leseraumes herangetragen werden, auch zu Mißverständnissen, zum mindesten zu Titelentstellungen, kommen: Wenn einer der 8- bis 12jährigen, der eifrigsten Leser, nach „Schneller Pferdefuß“ verlangt, dann muß man schon gründlich schalten, um auf das Indianerbuch „Schneller Fuß und Pfeilmädchen“ zu tippen. „Der Knochenmann im Jungfrauenhaus“ wird leichter im „Jungfernhaus“ ausgemacht, wohin er dem genauen Titel nach gehört, und wenn eines von den Kleinen verschämt nach „Pinkelchen“ fragt, dann braucht man es nur ein bißchen zu verbessern, um sich mit ihm auf „Pünelchen“ (die Geschichte eines hilflosen und abenteuerreichen Zwergleins) zu einigen.

Bücher werden geschont

Im allgemeinen ist festzustellen, daß die Kinder pfleglich mit den Büchern umgehen. Wenn einmal ein Unglück passiert, ist es meist durch kleinere Geschwister heraufbeschworen worden, und die Betrübnis darüber, daß es hat geschehen können, ist eigentlich die beste Gewähr dafür, daß es künftig nach Kräften vermieden werden wird.

Früher bekamen die Kinder zwei und drei Bücher mit nach Hause, um die Ausleihe zu entlasten. Heute, im Zeichen der Freihändlerleichterung, nehmen sie nur eines mit, tauschen es am folgenden oder am übernächsten Tage und lesen es womöglich in der Bücherei zu Ende. Manche halten sich gut und gern zwei Stunden in ihrer Bücherei auf.

In den ersten (Winter-)Monaten nach Eröffnung war der Andrang so stark, daß — bei 200 Kindern innerhalb von vier Stunden von 14—18 Uhr — eine gewisse Steuerung vorgenommen werden mußte. Der Aufforderung, seine Wahl zu treffen und vor allen Dingen die Sitze zu räumen, damit auch andere an eine behaglichere Chance kämen, wurde immer gern und verständnisvoll entsprochen.

In der Ecke der Kleinen scheint die Anregung der unzähligen, aus verschiebbaren Regalen zu beziehenden Bilder- und Märchenbücher jedes Bedürfnis nach sonstiger Bequemlichkeit auszuhalten: Man liest im Stehen eine Stunde lang, zwei Stunden. Man stört einander auch nicht, wenn z. B. an einem regnerischen Nachmittage 20 Kinder sich auf den wenigen Quadratmetern drängen. Man ist unter sich, man ist für eine Weile wunschlos glücklich, geborgen im Bücherhimmel.

In sauberen Händen bleiben Bücher lange neu

Man muß nur einmal gesehen haben, wie sie mit geübtem Schwung Ranzen oder Mappe in die eigens dafür eingebauten, sehr stabilen Regale hauen — dann versteht man ohne Worte, in welchem Maße sich die Kinder in unserer, in der Kirch-



Wahl- und Wühlfreuden in der Zweigstelle Kirchderne

derner Schule untergebrachten Zweigstelle zu Hause fühlen. Als hätten sie sich während aller Schulstunden auf diesen Augenblick des Tages gefreut, so munter reihen sie Leihkarte und -bücher zum „Ausbuch“ hin. Die rasche Prüfung auf das Wohlerhaltensein der Bände lassen sie sicheren Blicks über sich ergehen: Man weiß, was man sich schuldig ist! Schließlich hat man die Bücher gleich beim Empfang in das bereitliegende Umschlagpapier eingeschlagen und in vielen Fällen seine Ehre dareingestzt, auch die Umschläge fleckenfrei zu halten. Wenn man als „alter Leser“ den Bestand ziemlich erschöpft hat und in der Sonderecke für noch niemals ausgeliehene Neuerwerbungen seine Wahl treffen durfte, hat man überdies von selber versprochen, „ganz gut aufzupassen“. Wer möchte sich, nachdem er das Buch als einziger in der Hand gehabt hat, auf den Kopf zusagen lassen, daß etwaige Fingerabdrücke oder Eselsohren von ihm stammten?! „Fingerabdrücke“, das Wort wirkt allein durch eine interessante kriminalistische Beimischung erzieherisch. Daß man sie garantiert vermeiden kann, wenn man sich nur oft und gründlich genug „die Pfötchen“ wäscht, das wird jahrgangsweise gern begriffen. Sollten die „Pfötchen“ unter dem Schulvormittag gelitten haben, so stehen im Nebenraum Wasserhahn, Handtuch und Seife zur Verfügung.

Der hohe, helle, immer festlich wirkende Raum selbst erzieht zu Sauberkeit und Ordnung, die mit erlesenem Geschmack aufeinander abgestimmten Möbel und Regale, die unter durchsichtig blanker Folie in Farbe, Schrift und Bild lockenden Bücher. Wenn man Kind ist, steht man vor diesen Schätzen, man zieht sich einen der zierlichen Hocker heran, oder man setzt sich einfach auf den von Familie Adams blitzblank gehaltenen Fußboden. Man wühlt, man wählt, man rät einander oder läßt sich beraten: „Fräulein Schaub, ist das was für mich?“ Diese Frage ertönt während jeder lebhaften Ausleihe ein paarmal, und ein auf diese Weise bestätigtes oder zugestandene Buch schmeckt noch mal so gut.

Ebenso aber zeigt man Verständnis, wenn der wegen seines Titels oder Umschlagbildes den Regalen für Erwachsene entnommene Roman einem vorenthalten wird: „Das ist noch nichts für dich . . . Wie alt bist du denn? . . . Damit warte ruhig noch ein paar Jahre . . .“ Das ist ein Wort, auf das man sich verlassen kann. Man weiß: „Man wächst und wird geschick“, und die Fülle des Gebotenen macht es jeder Altersstufe ohnehin leicht, allein darauf stolz zu sein, daß man Mitglied einer so gut versorgten Lesergemeinschaft sein darf.

„Fräulein Schaub, ist das was für mich?“





Schulfest in Kirchderne

Es ist nicht zuviel gesagt: Wir brauchen die vier Volksschulen, die im „Hoesch-Viertel“ liegen — und dazu gehört auch Kirchderne —, als „zu uns gehörig“; wir sind an allem sehr interessiert, was sie betrifft. So folgen wir gern einer Einladung der Gemeinschaftsschule Kirchderne, die inmitten unserer Siedlungen liegt, zur Teilnahme an einem Schulfest,

das unter Leitung des Rektors *Quadfasel* von den Lehrkräften und den Kindern vorbildlich gestaltet war.

Arbeitsdirektor *Alfred Berndsen* führte in seiner Ansprache u. a. aus:

Wir sind heute wieder hierher gekommen, um mit unseren Kindern und ihren Lehrkräften das Sommerschulfest zu feiern. Unsere Sommer- und Winterschulfeste sind nun seit einiger Zeit eine immer wiederkehrende Erscheinung in unserem Gemeindeleben. Ich habe den Eindruck — und in diesem Eindruck wurde ich in vielen Unterhaltungen von den Eltern unserer Schulkinder bestärkt —, daß durch unsere gemeindlichen Schulfeste eine

engere gegenseitige Bindung

innerhalb unserer Bürgerschaft entsteht. Wenn es so ist, dann ist es für mich ein Grund mehr, zu wünschen: Diese Schulfeste innerhalb unseres Gemeinwesens müssen ständiger Bestandteil unseres Lebens hier in Kirchderne bleiben. Warum ich diese Meinung vertrete, will ich Ihnen kurz erklären: Wir leben zur Zeit in einer sehr ernsten Weltsituation. Ich will mich hier nicht zu der sehr bedrohlichen Situation im Vordenen Orient äußern, obwohl ich auch meine, daß die Verantwortlichen die Stimme des Volkes nicht überhören dürfen. Doch allein die Tatsache der bedrohlichen Zuspitzung der welt-politischen Situation gibt zu denken Anlaß. Sollten sich die Verantwortlichen nicht alle zusammen an einen Tisch setzen und über die uns bewegenden Probleme beraten? Mißverständnisse würden beseitigt, gerechte Lösungen könnten ge-



funden werden, und der Einsatz von Machtmitteln wäre gegenstandslos.

So sollte im großen verfahren werden, wenn wir unser aller Leben erhalten wollen. So sollte aber auch im kleinen begonnen werden, wollen wir echtes Gemeinschaftsleben von unten nach oben wachsen lassen.

Wir müssen also hier bei uns, in unserer Gemeinde, miteinander reden und

Brücken schlagen

zu den verschiedenen Meinungen.

Die Schulfeste sind daher nach meiner Auffassung einer von vielen möglichen Brückenschlägen, um uns zu verständigen oder, wie ich auch sooft sage: zusammen-zu-raufen! Mir erscheint es geradezu als eine Notwendigkeit, angesichts unserer Kinder so zu verfahren.

Warum plagen wir uns, die Eltern einerseits und unsere Lehrer und sonstigen Erzieher andererseits, so sehr um unsere Kinder?

Wir alle — und ich habe es oft genug auch schon gesagt — meinen und wünschen: Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir!

Es ist unbestritten so, daß bereits beachtliche Erfolge in der Hebung unseres Lebensstandards erzielt worden sind. Das fiel uns aber nicht in den Schoß. Das mußte erarbeitet und erkämpft werden.

Unser Leben ist nicht Anschauung. Es ist kämpferische Auseinandersetzung vom ersten Tage bis zum Ende. Diese Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt erfordert *selbständiges Denken und Handeln*.

Unsere Schule hier — ich meine Lehrkörper und Kinder — ist dabei auf dem richtigen Wege. Die Schule kann nicht bis ins einzelne hinein Wissen und Fertigkeiten vermitteln.

Sie kann aber unsere Kinder dahin führen, durch selbständiges Denken zu selbständigem Handeln zu gelangen.

So wird diese Schule zu einer echten Lebensschule. Die guten Anlagen unserer Kinder werden hier in vorbildlicher Weise entwickelt. Das ist es, was wir wollen.

Solche Menschen brauchen wir für das Leben. Erfreut haben wir in den letzten Jahren diese Entwicklung an unserer Kirchderner Schule mit verfolgen können. Wir alle sind aufgerufen, diese Entwicklung mit all unseren Kräften zu unterstützen.

Zum Schluß will ich jedoch noch eine Gelegenheit nutzen: Unter den Besuchern habe ich einige Verantwortliche aus der Bürgerschaft, Rat und Verwaltung unserer Stadt gesehen. An sie richte ich jetzt ganz besonders meine Worte:

Als ich auf dem letzten Sommerfest hier sprach, erwähnte ich auch, daß zu einem geordneten Schulunterricht auch ein ordnungsgemäßer Turnunterricht gehöre.

Wie ich gehört habe, sind nun im außerordentlichen Etat der Stadt Dortmund mehr als 400 000 DM für den

Neubau einer Turnhalle

an der Volksschule Kirchderne vorgesehen. Als ehemaliger Ratsvertreter weiß ich aber auch, daß viele Bauvorhaben, die im „außerordentlichen“ Etat standen, nicht gebaut worden sind. Dieser Etat wurde daher im Volksmund oft „das Märchenbuch“ genannt. Ich hoffe aber — und damit glaube ich die Meinung aller Kirchderner wiederzugeben —, daß der Turnhallenbau kein Märchen bleibt, sondern bald in die Tat umgesetzt wird.

Direktor Berndsen dankte zum Schluß seiner Ausführungen der Lehrerschaft und den Kindern für die Darbietungen und wünschte unter dem Beifall der Eltern der Schule eine weitere gute Entwicklung.

Den Abschluß der Feier bildete ein Fackelzug unter Vorantritt des Spielmannszuges und des Orchesters der Westfalenhütte durch unsere Siedlung.



AUS UNSERER HEIMAT

Alt-Dortmunder Musikleben

Die Instrumentalmusik in Dortmund hat einen langen, mühevollen Weg zurücklegen müssen, ehe die Entwicklung von kleinsten Anfängen zur hohen künstlerischen Reife gelang. Viel Aufopferung, Mühe, Fleiß und Arbeit hat es gekostet, um dieses Ziel zu erreichen. Die Namen der Männer, die zielbewußt der Kunst den Weg bahnten, sind längst im Strom der Zeit versunken, wenige gedenken heute noch ihrer. Künstlerlos!

Der Stadtpfeiferei, wie sie im Mittelalter in deutschen Städten üblich war, hatte der Dreißigjährige Krieg ein Ende bereitet. Land und Städte waren verarmt. Die große Not der Zeit zwang zur rücksichtslosen Sparsamkeit. Auch die im Mittelalter reiche und starke Freie Reichs- und Hansestadt Dortmund stand am Rande des Abgrundes und verlor am 2. Oktober 1802 ihre Reichsfreiheit. Arm, blutarm war Dortmund geworden, ein kleines, unbedeutendes Landstädtchen. Nur ein Stadtmusikus konnte gegen ganz geringes Entgelt in städtischen Dienst genommen werden, ihm oblag die Musikpflege. Zu seinen Obliegenheiten gehörte, daß er an Festtagen vom Turm der Reinoldikirche einen Choral in alle vier Himmelsrichtungen blies. Nur er durfte bei Hochzeiten, Kirmessen, unterstützt von einigen musikalischen Einwohnern, die Festmusik ausüben. Familie Doerth stellte lange Zeit den Stadtmusikus.

Und dennoch blühte ein bescheidenes Blümlein der Orchestermusik in aller Stille in den Dortmunder Familien. Die Hauptträger dieser musikalischen Bewegung waren die Organisten und Kantoren, die fleißig im Kammermusikstil musizierten. Stamitz, Haydn, Beethoven, Mozart waren ihre Lieblingskomponisten, an denen sie immer wieder ihr Können erprobten. Sie wagten es sogar, Konzerte im bescheidenen Kreise zu veranstalten. Zur Deckung der Unkosten wurde ein Eintrittsgeld von einem Kastmännchen (= 25 Pfennig) gefordert. Diese bescheidenen Konzerte fanden Anklang. Der Musizierkreis vergrößerte sich mehr und mehr und nannte sich

„Liebhaber Konzert-Gesellschaft“.

Nach Beendigung des Freiheitskrieges blühte auch das Dortmunder Musikleben neu auf. Aus der „Liebhaber Konzert-Gesellschaft“ entstand durch Zuzug von Berufsmusikern die Dortmunder Kapelle, die den Musikverein bei Konzerten tatkräftig unterstützte, zumal die Stadt in Musikdirektor Breidenstein einen tüch-

tigeren Musiker gewonnen hatte. Breidenstein leitete den Musikverein, der das Dortmunder Musikleben sehr förderte, bis sein Amt 1883 der städtische Musikdirektor Julius Jansen übernahm.

Die Dortmunder Kapelle, die nach Ausscheiden der Dilettanten nur noch aus Berufsmusikern bestand, versorgte die Stadt und weitere Umgebung mit guter Musik. Es war für die Kapelle von großer Bedeutung, als der junge

Franz Giesenkirchen

die Leitung der Musikerschule übernahm. Franz Giesenkirchen, hervorragender Geiger und Cellist, hatte bei Ludwig Spohr in Kassel studiert. Spohr, selbst bedeutender Geiger und berühmter Komponist, war als Hofkapellmeister beim dortigen Theater tätig. Nach Beendigung seines Studiums bei Spohr siedelte Giesenkirchen nach Brüssel über, um sich am dortigen Konservatorium im Cellospiel zu vervollkommen. Nach Beendigung seines Studiums am Brüsseler Konservatorium unternahm der junge Künstler Konzertreisen, die ihm großen Erfolg eintrugen. Aber merkwürdig, dieser hochbegabte Künstler brach plötzlich seine Reisen ab und kehrte in seine Vaterstadt zurück. War es Heimweh nach den Dortmunder Gefilden, oder zog ihn der heimische „Pannkauken“ an, den er so gerne aß? Wie dem auch sei, Franz Giesenkirchen kehrte heim und übernahm die Leitung der Dortmunder Kapelle. Emsig wurde geprobt, um das Orchester auf einen hohen Stand zu bringen. Tüchtige Musiker aus den größten deutschen Orchestern wurden engagiert, und bald erfreute sich die Kapelle eines sehr guten Rufes. In allen größeren Ortschaften Westfalens, ja, weit hinein nach Holland wurde das Orchester gewünscht und konzertierte dort mit großem Erfolg. So bildete das Orchester bald einen mächtigen Markstein im Alt-Dortmunder Musikleben.

Zwei Seelen schlummerten in Franz Giesenkirchens Brust. Die Seele eines hervorragenden Künstlers und die Seele eines übermütigen Schalks. Kein Wunder, daß er mit seinem Zeitgenossen Baron vom Romberg („der tolle Bomberg“) in guter Freundschaft lebte und mit ihm manchen Streich ausheckte. Wenn der Herr Musikdirektor mit gelocktem Haar, das ihm bis zur Schulter reichte, durch die Straßen Dortmunds schritt, dann wußten die Bürger: Fränzchen führte seine beiden Pudel aus. Der Volksmund

nannte ihn Fränzchen, unter diesem Namen war er nicht nur in ganz Westfalen, sondern auch weit und breit in Holland bekannt. Griff er aber zum Cello und spielte den Carneval oder das Ave Maria, dann wurden die Zuhörer erschüttert von der Größe seines Spiels. Ja, Fränzchen Giesenkirchen war ein großer Künstler! Im Jahre 1885, als er mit seiner Kapelle in Hattingen konzertierte und Neßlers „Trompeter von Säckingen“ dirigierte, der zu der Zeit neu herausgekommen war, entfiel ihm bei der Stelle: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ der Taktstock, und er sank tot zu Boden. Ganz Westfalen trauerte um Fränzchen, den großen Künstler. Alle wußten viele Schelmstücke und Schnurren von ihm zu berichten. Auf dem Ostfriedhof bestattete man ihn. Sein ältester Sohn Max übernahm die Kapelle und führte sie bis zu seinem Ende. Dann übernahm

Kapellmeister Kuse

die Reste der Kapelle und vereinigte sie mit der Merkerschen Kapelle. Nach Kuses Tod löste sich die Kapelle auf. Fränzchens zweiter Sohn, Arthur, ein sehr begabter Musiker, gründete ein eigenes Orchester, doch er starb schon nach Jahresfrist im jugendlichen Alter, auch er ruht neben seinem Vater auf dem Ostfriedhof.

Im Jahre 1880 wurden die großen deutschen Orchester von einer Bewegung ergriffen, die den Despotismus verurteilte und größere Selbständigkeit und Mitbestimmung beanspruchte. So löste sich in Berlin das weltberühmte Bilsen-Orchester auf. Jahrzehntlang war dieses Orchester unter Altmeister Bilses Leitung in Berlin ein wertvoller Kulturträger gewesen. Die ausscheidenden Mitglieder des Bilsen-Orchesters gründeten nun das Philharmonische Orchester, das heute noch eines der besten Orchester der Welt ist.

In Dortmund vollzogen sich ähnliche Dinge. Ein Teil der Mitglieder der Giesenkirschen Kapelle trat aus und gründete am 1. Mai 1880 den

Orchesterverein.

Das war die Geburtsstunde unseres heute so hervorragenden Städtischen Orchesters. Das Musikleben Dortmunds zu heben, die wahre Kunst zu pflegen und das Publikum mit den besten, modernsten Werken der größten Komponisten bekannt zu machen, das waren die Grundsätze, die sich die junge Vereinigung gestellt hatte, aber die sich damals in Dortmund unendlich schwer erfüllen ließen. Es war ein hartes, opferreiches Ringen. Der rührige Dirigent Henning gab sich redliche Mühe, die Wünsche zu erfüllen, aber das erhoffte Interesse der Bürger-

schaft fand er nicht. Was nutzte es, daß die Gründer unter schweren Opfern tüchtige, routinierte Musiker engagierten, daß Herr Henning, selbst hervorragender Solist, sich unablässig bemühte, die hohe künstlerische Fähigkeit des Orchesters zu beweisen, man fand nicht die Anerkennung, die man verdient hätte. War es ein Wunder, daß Herr Henning, der Mühen überdrüssig, einem Ruf nach Davos folgte? ... Der Platz am Dirigentenpult mußte neu besetzt werden. Die Wahl fiel auf Robert Merkert, der in Köln tätig war. Merkert kam nach Dortmund und übernahm die Leitung des Orchestervereins. Er, der besonnene, gewissenhaft einstudierende Dirigent gab dem Orchester die Möglichkeit, seine künstlerischen Fähigkeiten restlos zu beweisen. Die im Kühnschen Saal veranstalteten Sinfoniekonzerte erfreuten sich eines guten Besuches, sie waren der Höhepunkt der musikalischen Veranstaltungen der achtziger Jahre.

Leider kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den Gründern und dem Dirigenten. Herr Merkert gründete ein eigenes Orchester und gab seine Konzerte am Fredenbaum. Die Dirigentenstelle des Orchesters übernahm nunmehr Kapellmeister Erich Hutmacher. Hutmacher war Wagnerianer und hat sich um die Einführung Wagnerscher Werke in Dortmund verdient gemacht. Leider war sein

Das Stadttheater



Bleiben nicht von langer Dauer, er folgte einem Ruf nach Montreux in der Schweiz. Wiederum schritt man zur Wahl eines Dirigenten. Es sollte die letzte Wahl sein. Von vielen Bewerbern wählte man den jugendlichen Kapellmeister von Bad Hohenstein,

Georg Hüttner,

zum Dirigenten. Mit ihm kam am 1. Oktober 1887 ein Mann nach Dortmund, der unablässig bestrebt war, das Orchester auf der Höhe zu halten wie zur Zeit der Glanzperiode.

Daß Hüttner ein gutes, kultiviertes Orchester antraf, bekundete sein begeisterter Ausruf nach der ersten Probe, die er abhielt: „Meine Herren, mit dem Orchester mache ich alles!“ ... Er hat sein Wort gehalten. Aber erst gab es schwere, sehr schwere Zeiten zu bestehen. Im Jahre 1888 starben zwei Kaiser, das bedeutete fast das ganze Jahr Landestrauer, kein Konzert oder größere Veranstaltung durfte stattfinden. Als dieses Leid endlich behoben war, brach der große Bergarbeiterstreik im Jahre 1889 aus. Dazu der Mangel an einem geeigneten Konzertsaal. Doch die Saalnot wurde etwas behoben, als der Wirt August Ziegler in Dorstfeld einen großen Saalbau errichten ließ. Dieser

Zieglersche Saal,

mit Blattgewächsen und Blumen hübsch dekoriert, wurde ein angenehmer Aufenthalt für die Dortmunder Familien, die hier bei Kaffee und vorzüglichem Bauernstuten gern den Sonntagnachmittag verbrachten. Von Oktober bis Ostern fanden hier die Sonntagskonzerte des Orchestervereins unter Hüttners Leitung statt. Sie wurden gut besucht und waren sehr beliebt. Die Dortmunder fühlten sich wohl, wenn behagliche Wärme und ein feiner Kaffeeduft den Saal durchzogen und sie den Klängen der Semiramis-, der Freischütz- oder Tellouvertüre lauschen konnten. Wie schmissig, wie aus einem Guß wurde die Ouvertüre zu den „Lustigen Weibern“ von Nicolai gespielt, daß selbst die alten Dortmunder in Begeisterung gerieten. Und das wollte etwas bedeuten. Auch die Ungarischen Rhapsodien fanden Beifall, ebenso die „Geschichten aus dem Wienerwald“, die „Rosen aus dem Süden“ oder „Bei uns zu Haus“. Darf es wundern, daß den Dortmundern besonders „Aufforderung zum Tanz“ lieb war?

Die Konzerte fanden nachmittags von 4 bis 7 Uhr statt. Um 8 Uhr begannen im „Kölnischen Hof“ die Abendkonzerte. Fünfzehn Nummern zeigte das Programm in Dorstfeld auf, zehn Nummern das im „Kölnischen Hof“. Und der Eintrittspreis für ein Konzert? Er betrug 30 Pfennig; Zehnerkarten waren für zwei Mark zu haben. Seit hundert Jahren hatte sich in der Bezahlung von künstlerischen Genüssen nichts geändert. Der Eintrittspreis eines Liebhaberdilettantenorchesters betrug im Jahre 1800 ein Kastmännchen

(25 Pfennig). Der Eintrittspreis zum Konzert eines kultivierten Orchesters betrug 1890 30 Pfennig. Daß ein Orchester damit nicht bestehen konnte, zumal es von keiner Seite Zuschüsse erhielt, ist klar. Und so mußten auswärtige Konzerte, Erträge von Schützenfesten und Vereinsfestlichkeiten das Defizit decken, um den Musikern nur geringe Lebensmöglichkeit zu geben.

Neue Hoffnung beseelte das Orchester, als der prächtige Saal an der Kronenburg fertiggestellt wurde und der kampfbewährte Orchesterverein mit seinem Dirigenten Hüttner dort seinen Einzug halten konnte. Es wurde neu geplant, der Name wurde in Hüttner-Orchester und ein Jahr später in

Philharmonisches Orchester

geändert. Die Mannen waren die gleichen. Die Kaffeekonzerte wurden sonntags und mittwochs nachmittags an der Kronenburg fortgesetzt. Am Freitagabend fanden nunmehr Sinfoniekonzerte statt. Das erste Sinfoniekonzert an der Kronenburg brachte die „Unvollendete h-Moll-Sinfonie“ von Schubert. Seitdem wurden

diese Konzerte ein mächtiger Markstein im Dortmunder Musikleben. In den vielen Jahren, die seitdem vergangen sind, gelangten wohl sämtliche Sinfonien alter und neuer Meister dort zur Aufführung. Namhafte Solisten wie Professor Joachim Sarasate und viele andere waren Gäste des Orchesters. Der hohe künstlerische Wert des Orchesters fand überall gebührende Anerkennung. Das Bach-, Reger- und Schwedenfest waren Höhepunkte. Hüttner gründete das nach ihm benannte Konservatorium und verband damit eine Orchesterschule. Obwohl die Stadt Beihilfe leistete, hatte Hüttner stets mit Geldsorgen zu kämpfen, aber das hinderte nicht sein Streben nach höheren Zielen. Als Professor der Musik starb Georg Hüttner am 29. November 1919. Nach seinem Tode übernahm die Stadt das Orchester unter dem neuen Namen Städtisches Orchester und beauftragte mit der Leitung Professor Wilhelm Sieben. Und damit begann ein neuer Zeitabschnitt des ehemaligen Orchestervereins, Philharmonischen und nun Städtischen Orchesters.

Pensionär Gustav Steger

Das ist schon lange her:

Freibad und Kirschenessen —

10 Pfennig

*Vor 60 Jahren badeten die
Dortmunder in der Emscher*

„Uff“, stöhnt man bei der Hitze, packt die Badehose ein und geht ins Freibad. Das war vor 60 Jahren anders. Das Süd- und Nordbad hatten wir zwar damals schon. Für die Allgemeinheit kamen aber nur der Freitag- und Samstagabend wegen der verbilligten Preise in Frage. Von Freibädern im heutigen Sinne war keine Spur. Die Jugend besaß zwar in der 5-Pfennig-Badeanstalt eine Freibadeanlage, aber die war auch danach. Es handelte sich um einen Anbau des Südbades. Das Becken war ohne Dach, daher Freibad. Die Anlage genügte an heißen Tagen in keiner Weise den Ansprüchen. Man kann sich denken, welche Brühe bei einem Massenandrang das Wasser war. Da zogen wir Jungen es doch vor, in die Emscher zu gehen.

In der Emscher — ein Genuß

„Was, in dem stinkigen Abwässerkanal baden“, höre ich schon rufen. Sachte, vor 60 Jahren führte die heute vielgelästerte Emscher noch klares Wasser, in dem sich Fische tummelten. Von der Steinernen Brücke bis nach Deusen hin, überall fanden sich schöne Stellen zum Baden. An der heutigen Huckarder Straße lag die Wickedere Mühle mit einem baumüber-

schatteten Mühlenteich. Hier konnte man für vier Pfennig baden. Wer 10 Pfennig zahlte, durfte auf den Kirschbaum steigen und sich satt essen eine Viertelstunde lang, genau nach der Uhr, oder aber einen Topf mit Plundermilch essen.

Überschwemmung — sehr beliebt

Die Überschwemmung befand sich an der Westfaliastraße und bestand aus den Klärteichen der heute verschwundenen Zechen Westphalia. Mit Ausnahme vom Westen war die Stadt von großen Weiden und Ackerland umgeben. In der Gegend der Funkenburg lagen schöne Teiche, so recht zum Hineinrutschen eingerichtet. Wenn auch mal ein Pferdeegel an den Beinen hing, das schadete nicht. Im Norden gab es viele Teiche an der Pappelallee, der heutigen Burgholzstraße, ebenso am Burgweg. Gegenüber dem Fredenbaum lag bei der früheren Wagenbauanstalt von Ahrens ein großer Teich. Die Leckenbecke war vor 60 Jahren schon ein arger Stänker. Sie schlich sich durch die Nordstraße, überquerte die Münsterstraße in der Höhe der heutigen Feuerwache und trieb träge zum Westerholz hin. Aber uns Jungen genügten die genannten Gelegenheiten.

Der Mutter genügte aber die Reinigung in den Teichen oder in der Emscher nicht. Da hieß es, Samstag abend „alle Mann ins Fäßchen“. Diese Prozedur war höchst primitiv, aber gründlich. Der Vater holte das Waschfaß in die Küche, goß warmes Wasser hinein, der Kleinste kam zuerst. Eingerieben mit grüner Schmierseife und dann mit der Bürste dran, daß die Flokken flogen. Zum Schluß kalt abgerieben, daß die Haut sich rötete, und dann ins

Bett. Am andern Morgen sah man von dem ganzen Waschfest nichts mehr. Weißer Sand bedeckte den Fußboden zur Feier des Sonntags. Wir Jungen hatten weiße Strümpfe und glanzlederne Stulpenstiefel an den Füßen. Die Reinigung hielt nicht lange vor. Trotz der elterlichen Ermahnung, uns nicht zu beschmieren, versuchte man in seinem Staat, den größten Dreckhaufen zu überspringen. Hygienisch (nach heutigen Begriffen) war das alles nicht. Gesund sind wir aber geblieben und alt geworden trotz alledem!

verständlichkeit, daß ein später Passant alle Augenblicke auf die Nase fiel. Aber unser Nachtwächter war doch ein heller Kopf. Er zog sich Strümpfe, die ausgedient im Winkel lagen, über die Schuhe. So war er gefeit gegen Sturzgefahr. Eine neugierige Nachbarin, die den Nachtwächter lautlos daherziehen sieht, bemerkte mit Erstaunen die „Huosensöcken“ an den Beinen des Tutrats. In voller Besorgnis ruft sie in den Abend hinein: „Min Guod un Vadder, Nachtwächter, it halt ink 'n Daud, wenn't do plakebasch rümlaupt.“ Aber unser Nachtwächter drehte sich gelassen um und entgegnete: „Nobersche, ek wäit, it könn't guede Pannekauken backen, van minem Schauwiärk verstott owwer nix.“ Griff zum Horn, tutete und sang mit rauher Kehle: „Tien es dä Klock, dä Klock es tien.“

Früher auf dem oberen Westenhellweg

Die Goldene 111
und der Tuträt
Von Kegelbahnen
und Nachtwächtern
aus alter Zeit

Die „Goldene 111“ auf dem oberen Westenhellweg gehörte zu den ältesten Gastwirtschaften der Stadt. Schon 1721 wird das Haus erwähnt. Seit 1818 wird in den Räumen Bäckerei und Wirtschaft betrieben. Diese Doppelberufsausübung war notwendig und in Dortmund allgemein üblich, weil da eine Wirtschaft nur selten den Mann nährte.

Holl di am Kniepen

Streng sah der wohlweise Rat auf peinliche Einhaltung der Brottaxe. Andererseits sahen die Bäcker darauf, daß auch kein Quentchen Übergewicht geliefert wurde. Teigteilmaschinen kannte man damals noch nicht. Da wurde mit der Hand abgeteilt. Hatte der Meister nun einen Gesellen, der aus Bequemlichkeit den Teig zu reichlich zumaß, so rief ihm der Meister zu: „Holl di am Kniepen, dä graute Tropp kann 't biätter lieb, as dä enzelne.“ Ja, so waren die alten Dortmunder. Für fünf Pfennig ließen sie sich ein Loch durchs Knie bohren. Galt es aber einmal zu feiern, dann hieß die Parole: lot susen!

Selbstverständlich besaß die Wirtschaft 111 ein Brauhaus und eine Kegelbahn. Das waren vor 100 Jahren die Vorbedingungen, die den Nachbarn veranlaßten, sein „Tienührken“ oder seinen Dämmerschoppen bei dem Wirt einzunehmen.

Kein Grand mit vieren, sondern Solo

So saßen die Alten zusammen mit ihrer Freundschaft beim Pokulieren und bei Karten. Die Pfeifen dampften, das Altbier war süffig. Da wurde die Tür aufgerissen und die Stube betrat der Nachtwächter, mit Mantel, Spieß und Laterne. In seinem Nachtwächterbaß rief er laut: „Fierowend.“ „Holt Mul, mak dä Pore tau, et tütt!“ riefen ihm die Gäste

entgegen. Das ließ sich der Nachtwächter nicht zweimal sagen, er witterte Feuchtigkeit. Bei einem Gehalt von 20 Talern im ganzen Jahr konnte man den Standpunkt des Nachtwächters wohl verstehen. So trank der Nachtwächter einen Mengelpott nach dem andern, und ein Füselken nach dem andern. Da wurden dem alten Mann die Augen müde. Nur für ein Viertelstündchen sollte es sein. So legte sich der Tuträt auf der Kegelbahn nieder zum Schlummer.

Die Nacht war kalt. Unruhig wälzte sich unser Nachtwächter auf der Kegelbahn hin und her. Trotz des dicken Mantels wird ihm kalt. Da plötzlich wird er hellwach. Er erinnert sich seiner Pflicht. Er will aufstehen. Aber, wat Düwel, wat es dat? Hinten wird er festgehalten. Nach damaligen Begriffen konnte das nur der Teufel sein, der ihn am Schlaftrüben hatte. In seiner Angst rief er: „Düwel, lo mis loß!“ Auf das Geschrei kamen der Wirt, die Gäste und auch die Nachbarn gelaufen, versehen mit handfesten Verteidigungsgegenständen. Aber man brauchte nur eine Kanne heißes Wasser, um den Wächter der Nacht loszueisen.

Der Nachtwächter auf „Huosensöcken“

Ein Nachtwächter in Dortmund war nicht zu beneiden. Das Gehalt war kärglich, die Straßen waren schlecht. Bei Vollmond war die Beleuchtung feenhaft, bei Neumond konnte man sich ohne viel Mühe den Hals brechen auf dem Kopfsteinpflaster. Dieses vorbildliche Kopfsteinpflaster hatte Dortmund übrigens noch bis zur Jahrhundertwende. Das Straßenpflaster der Hauptstraßen war löchrig; tiefe Löcher bildeten bei Regenwetter Pfützen.

Wenn nun Glatteis herrschte, dabei dicke Finsternis ringsum, da war es eine Selbst-



Thomasstraße

Das mußte die Betriebskrankenkasse 1957 leisten

Bezeichnung			Versicherungs- pflichtige Mitglieder	Freiwillige Mitglieder	Zusammen
			1	2	3
A. Krankenhilfe für Mitglieder					
1. Mit Arbeitsunfähigkeit verbundene Krankheitsfälle	der Männer		10 906	580	11 486
	der Frauen		512	164	676
darunter: a) Krankenhausfälle	der Männer		1 584	89	1 673
	der Frauen		79	29	108
2. Krankheitstage, für die Krankengeld gezahlt wurde	der Männer		189 437	65	189 502
	der Frauen		8 405	225	8630
3. Krankheitstage (ohne Wartetage), für die trotz vorhandener Arbeitsunfähigkeit kein Krankengeld gezahlt wurde (ohne 4)	der Männer		9 726	11 444	21 170
	der Frauen		2 171	2 853	5 024
4. Krankenhaustage	der Männer		43 319	2 137	45 456
	der Frauen		2 189	616	2 805
B. Genesendenfürsorge für Mitglieder					
1. Zahl der in Anstalten untergebrachten Personen	Männer		17	5	22
	Frauen		2	1	3
2. Zahl der Verpflegungstage in Anstalten	Männer		455	143	598
	Frauen		56	29	85
C. Vorbeugende Maßnahmen für Mitglieder					
1. Zahl der in Anstalten untergebrachten Personen	Männer		184	20	204
	Frauen		13	6	19
2. Zahl der Verpflegungstage in Anstalten	Männer		5 165	572	5 737
	Frauen		360	170	530
D. Krankenpflege für Familienangehörige					
1. Zahl der in Krankenhäusern untergebrachten Personen	Erwachsene				1 016
	Kinder				958
2. Zahl der Verpflegungstage in Krankenhäusern	Erwachsene				21 422
	Kinder				22 522
E. Genesendenfürsorge für Familienangehörige			—	—	—
F. Vorbeugende Maßnahmen für Familienangehörige					
1. Zahl der in Anstalten untergebrachten Personen	Erwachsene				199
	Kinder				526
2. Zahl der Verpflegungstage in Anstalten	Erwachsene				5 682
	Kinder				21 514
G. Wochenhilfe					
1. Wochenhilfefälle	der Mitglieder		15	9	24
	der Familienangehörigen				631
2. Wochengeldtage	der Mitglieder		1 713	582	2 295
	der Familienangehörigen				41 062
3. Wöchnerinnenheimtage	der Mitglieder		174	54	288
	der Familienangehörigen				2 827
4. Stillgeldtage	der Mitglieder		2 159	679	2 838
	der Familienangehörigen				76 206
H. Sterbefälle					
1. Sterbegeldfälle von Mitgliedern	Männer		62	1	63
	Frauen		—	1	1
2. Sterbegeldfälle von Familienangehörigen					36

71 Leistungsfälle der nach § 165 Abs. 1 Nr. 3 und 4 sowie nach § 315a RVO Versicherten ¹⁾

Anstaltsfälle	Anstaltstage	Wochenhilfefälle	Sterbegeldfälle (ohne Spalte 5)	Sterbegeldfälle aus Zusatzversicherungen ²⁾
der Mitglieder und ihrer Familienangehörigen				
1	2	3	4	5
273	8719	2	87	37

¹⁾ Die knappschaftlichen Krankenkassen weisen hier die Leistungsfälle in der knappschaftlichen Krankenversicherung der Renter aus.
²⁾ In Spalte 4 nicht enthalten.

Geplauder über Griechenland

Als der Armenverteidiger des Sittenmädchens Phryne vor den Richtern Athens merkte, wie schlecht die Sache seiner Mandantin stand, entblößte er ihre Brüste und zeigte sie den Anwesenden. Phryne wurde freigesprochen. Mit einem solchen Körper?! Kein griechischer Richter brachte es über das Herz!

So geschah es vor 2400 Jahren in Griechenlands Hauptstadt. Heute könnte das in Athen nicht mehr vorkommen, weil man äußerst sittenstreng ist, bieder wurde und von Nacktheit nur insofern etwas hält, als sie sich durch weltberühmt gewordene Statuen in den Museen zeigt.

Diese Sittenstrenge beruht teils auf der griechisch-orthodoxen Religion, teils auf der Jahrhunderte währenden Besetzung des Landes durch Mohammedaner, deren Frauen erst seit 30 Jahren beginnen, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen.

Die Griechen sind deshalb aber nicht weniger lebensfroh, und wenn sie mit ihren Mädchen auf dem Dorfplatz zusammenkommen, um Volkstänze zu tanzen, herrschen Ausgelassenheit und Frohsinn.

Das Land hat sich verhältnismäßig rasch von den Auswirkungen des Krieges erholt, und so arm es auch ist, man merkt in den Städten viele Anzeichen eines wachsenden Wohlstandes. Ohne das typisch deutsche Organisations-

talent besonders der Königin Friederike, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen und die verschiedensten Hilfsmaßnahmen gerade dort anzusetzen, wo sie am nötigsten und zielsichersten waren, wäre das Land heute noch nicht wieder so einladend.

Griechenland ist friedliebend,

deshalb kann man auch keine solchen Abenteuer erleben wie im Orient. Indes — die Strecke entlang der südbulgarischen Grenze bis zum türkischen Adrianopel soll man lieber bei Tage fahren. Wie in jedem Grenzgebiet, so erst recht auf dem Balkan, treiben sich in ihm Leute umher, die von Schmuggel allein nicht leben können.

Weil also Griechenland kaum nächtliche Attraktionen bietet, muß man es tags um so mehr mit offenen Augen und offenem Herzen erleben. Dazu braucht man weder viel Geld noch Zeit. Man muß einfach nur das unendlich Viele in sich aufnehmen, was an Schönerm und Einmaligem vorhanden ist. Es wäre auch etwas verfehlt, würde man dies Einmalige mit den Worten abtun: „Ach, das ist ja doch nur altes Gemäuer; haben wir in unseren Städten auch!“ Man darf nämlich nicht übersehen, daß wir stündlich Wörter der Sprache jener Menschen im Munde führen, die dies „alte Gemäuer“ errichteten. Ob es nun das elektrische Licht, Odol, Hypothek, Thermosflasche oder Pyramiden sind — ohne die Griechen von vor 3000 Jahren hießen diese Dinge anders. Aber ohne diese Griechen gäbe es wohl Fußballplätze, aber kein „Stadion“, es gäbe Scheibwerfer, aber keine Wettkämpfe im Diskus und erst recht keine Olympischen Spiele. Ich meine, diese Tatsachen verpflichten, Griechenland etwas mehr auf den Grund zu gehen als allein seinen politischen Verhältnissen.

Denn dieselben Menschen, deren Sprache wir „Asthma“ oder „Diarrhöe“ verdanken, bauten auch Tempel, Tore, Theater und Mausoleen und sind damit bis heute für europäische Architekten Vorbild geblieben. Deshalb hat dies „alte Gemäuer“ etwas Zeitloses an sich, woran man nicht mit weniger Respekt vorübergeht als an einem Atommeiler oder einer Dynamomaschine mit wer weiß wieviel Energien.

Richtig, ja, Dynamo — das griechische Wort dynamis (Gewalt, Kraft) werden damalige Architekten oft verwendet haben, wenn sie ihren Auftraggebern erklären wollten, daß ein Theater oder Tempel (für die damalige Zeit) gewaltige Dimensionen bekommen müsse, wenn sie etwas Besonderes darstellen sollten, so gewaltig, wie dann das Parthenon in Athen wurde oder der Zeustempel. Für Zeus baute man immer die schönsten Tempel. Nun ja, er war der oberste Gott, und wenn er auch nach der Vorstellung seiner Gläubigen über ein Dutzend Frauen besaß, mit denen er alle möglichen berühmten Mädchen oder spätere Götterkollegen zeugte, so war das nur ein Zeichen großer Aktivität und bei Zeus durchaus verzeihlich.

Altgriechische Theater, wie dies in Epidauros, hatten zuweilen ein Fassungsvermögen, das weit über die Anzahl Sitzplätze der unseren hinausging





Ein großer Bevölkerungsteil sind Albaner, die noch ihre alten Trachten tragen

Gesicht und Kulisse

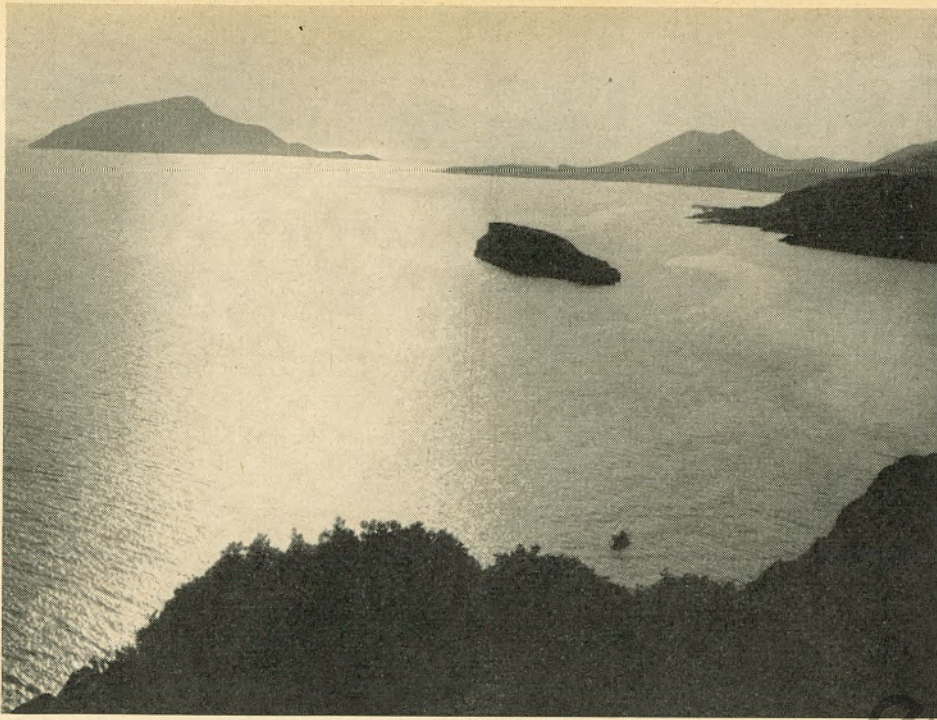
Ob man soll oder nicht, man kommt bei einer Plauderei über Griechenland nicht umhin: Seine Baulichkeiten aus 3000 Jahren geben dem Land nun einmal das Gesicht, und die griechische Landschaft ist die nicht wegzudenkende Kulisse. Griechen hören das nicht gern und sagen, das Königsschloß, der Kanal von Korinth und die Docks in Piräus oder die modernen Silos für Rosinen, den Hauptausfuhrartikel, wären weit wichtiger als alle Tempel zusammen. Aber wehe, wenn ein Fremder aus dem Museum eine Statue stiehlt oder Tempelruinen bekritzelt! Im ersteren Fall schreit das ganze Volk „Rache“, und im anderen Fall wird eine Geldstrafe verlangt, und beides steht dick gedruckt in den Tageszeitungen. Nein, die griechische Zurückhaltung gegenüber den Zeugen der Antike beruht einzig darauf, daß der Grieche stets fürchtet, nicht für voll genommen zu werden, wenn immer von seiner alten Historie geredet wird und nicht von der heutigen, wenn der Großteil der Reisenden des alten Gemäuers wegen ins Land kommt, das es daheim nicht gibt.

Tempel und byzantinische Kirchen sind für Griechen Selbstverständlichkeiten wie für uns der Kölner Dom. Griechen haben sich längst satt daran gesehen, und es verdrießt sie daher, wenn Fremde die wenigen Hochhäuser in Piräus nicht viel interessanter finden.

Damals gab es auf dem Peloponnes Grafschaften unter französischen Ritttern, die noch heute erhaltene Kastelle und Brücken bauten



Die griechische Küste ist stark zerklüftet und überwiegend steil. Die vielen kleinen Buchten waren im Mittelalter Schutzwinkel für Seeräuber



Aber für den Mitteleuropäer wird das andere stets das Verlockendste bleiben, etwa der Triumphbogen in Saloniki, die 3500 Jahre alten Malereien in Kreta, der Apollotempel von Bassä oder das Grab des Königs Atreus. Oder die Klöster von Metéora, die auf die Spitze von Basaltkegeln gebaut wurden und zu denen man in einem Netz heraufgezogen wird. Oder die Akropolis von Athen! Die Klosterkirche von Werden bei Essen ist erst 800 Jahre alt, dies alles steht seit 3500 Jahren zum Teil „noch so unverehrt“ wie am ersten Tag.

Auf Ägina

Auf der Insel Ägina herrscht Hochbetrieb. Sie ist ein beliebter Ausflugsort der Athener, die mit kleinen Motorbooten in zwei Stunden dorthin fahren. Aber es gibt viel zuwenig Hotels, als daß jeder untergebracht werden könnte, und deshalb vermietet fast jedes Privathaus ein paar Zimmer. Als ich auf der Insel landete, sind auch die Zimmer schon besetzt. Aber weil ich Deutscher bin — uns trägt man den letzten Krieg schon längst nicht mehr



Alljährlich locken die berühmten Tempel, die vor fast 2000 Jahren besonders in Athen errichtet wurden, zahlreiche Fremde herbei. Dieser Jupitertempel zählt zu den größten, die je erbaut wurden

nach —, überläßt mir der Portier des Miramarhotels sein eigenes Zimmer und schläft selbst im Appartement seines gerade verreisten Chefs.

Der Portier war Jahre hindurch Geheimagent einer deutschen Botschaft und schwelgt von seiner Tätigkeit, als wir auf der Hotelterrasse beisammensitzen. Aber er möchte fort von der Insel und fragt, ob es sich lohne, Rauschgift nach Deutschland zu schmuggeln. Ich sage ihm, bei uns berausche man sich an anderen Dingen, und er solle lieber die Finger davon lassen. Freundschaftlich knallt er mir seine Pranke aufs Knie und ruft: Sonst hätte er mit Deutschen immer am besten „Pferde stehlen“ können.

Was man besonders als Westdeutscher bei den Griechen nicht versteht, ist ihre Begeisterung für Rezinatwein. Zur besseren Haltbarkeit wird ihm ein Harz zugesetzt, der einen überaus strengen Geschmack verursacht. Erst nach wiederholten Versuchen spuckt man ihn nicht sofort wieder aus; bis man sich aber an ihn gewöhnt hat, dauert es lange.

Viele Stürme und Heerscharen

sind in den vergangenen Jahrhunderten über Griechenland hinweggebraust. Und nach allen großen Kriegen sind Volksgruppen im Lande zurückgeblieben. Deshalb begegnen einem sowohl auf dem Peloponnes als auch in Nordgriechenland die verschiedensten Typen. Im Osten und auf dem Peloponnes Slawen, die im 8. Jahrhundert, als weite Gebiete durch eine fürchterliche Pest verödet wurden, in den menschenarm gewordenen Gebieten zu siedeln began-



Auf den schmalen Basaltplateaus in Nordgriechenland bauten sich griechische Mönche ihre Klöster, zu denen man in einem Netz heraufgezogen wurde

In abgelegenen Gegenden leben sog. Wlachen, die von römischen Kolonisten und Donauvölkern abstammen. Meist sind es Hirten, dem Fremden gegenüber unzugänglich und wortkarg





Weniger im Süden als im Norden sind neben Ziegen und Schafen schwarze Wasserbüffel das gebräuchlichste Vieh. Sie geben eine fettreiche Milch und dienen außerdem den Jungen als schwimmende Inseln

nen. Nur noch einige Ortsnamen erinnern an sie, die im Laufe der Jahrzehnte immer mehr vom Griechentum aufgesogen wurden.

Von weit größerer Bedeutung sind die Albaner oder Schkipetaren, wie sie sich nennen. Früher hatten sie den bulgarischen Zaren dienen müssen. Nachdem deren Reich aber von den Kaisern von Byzanz, also Konstantinopel, unterworfen worden war, wobei diese sich besonders albanischer Söldner bedient hatten, siedelte man letztere im ganzen Land an. Später, im 15. Jahrhundert, kam es ihrerseits zu erbitterten Aufständen gegen die Kaiser, welche die Türken zu Hilfe riefen.

Was dann kam, wissen wir: Die Türken besetzten das Land, gingen auch nicht wieder nach Asien zurück, sondern eroberten Konstantinopel. Von dort begannen sie ihren Siegeszug bis vor Wien. Die Albaner traten aber nicht zum Islam über, sondern hielten treu am Christentum fest. Als sich die Griechen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegen die Sultansherrschaft erhoben, waren es besonders die herkulischen Albaner, die unter ausgezeichneter Führung schließlich die Freiheit des Landes herbeiführten. Den Albanern verdankt Griechenland auch seine Volkstracht, die man an Festtagen zuweilen bewundern kann: hoher, roter Fes mit blauer Troddel, rote Jacke mit offenen Ärmeln, kurze Hosen und rote Schnabelschuhe.

Hirten und Herden

Wer sich in die einsameren Hochtäler begibt, stößt manchmal auf Leute, die eine Art Latein sprechen. Das sind die

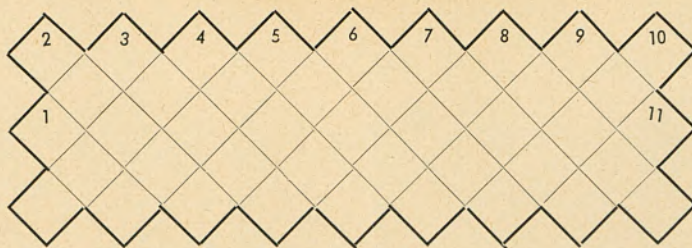
Wlachen oder, wie sie sich selbst nennen, die Rumänen. Aus ihnen rekrutiert sich die große Schar der Hirten, die, über das ganze Land verstreut, die großen Ziegen- und Schafherden hüten. Man nimmt an, daß diese Splittergruppen aus einer Mischung von Donauvölkern und römischen Kolonisten entstanden sind. Die Wlachen halten auch heute noch streng an ihren Sitten fest und meiden jede Blutvermischung mit Albanern und Griechen. Wenn man sich in ihren primitiven, oft nur aus Laub geflochtenen Hütten niederläßt, sind sie zwar nicht weniger gastfrei als die Griechen, aber weitaus zurückhaltender und wortkarg, so daß man eher wieder aufbricht, als gemeinhin üblich ist.

Echtes Griechentum findet man augenfällig besonders in den Großstädten. Wenn in Kaffeehäusern auf eine Weise politisiert wird, daß man glaubt, in Kürze beginne eine wüste Schlägerei, so sind das ausschließlich Griechen, die, wie schon vor zweieinhalb Jahrtausenden, in der Politik förmlich aufgehen. Ein kritikfreudigeres Völkchen gibt es in Europa schlechthin nicht zum zweitenmal. Und da man in den Maßnahmen der Regierung völlig unberechtigterweise stets persönliche Motive vermutet, hat das Königs-paar es nicht leicht.

Ohne diese Mentalität aber wären die Griechen nicht von solch glühender Lernbegierde, mit der sie es an ihren Hochschulen ungewöhnlich rasch zu etwas bringen. Welch ein anderes kleines Volk hat je eine solche Ausdauer gezeigt wie die Griechen, ohne bisher Boden verloren zu haben?

Das Rätsel

Diagonalrätsel



Lösungen aus dem Augustheft

Lösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Elbrus, 4. Siesta, 7. Oma, 9. Zehe, 12. Sen, 13. Koks, 15. Para, 17. Mann, 18. Roman, 19. Optik, 21. USA, 22. Thron, 25. Oer, 26. Lea, 27. das, 28. Eta, 31. Niger, 33. Ilm, 35. Laden, 37. Ceram, 39. Rede, 40. Holm, 41. Nabe, 42. Pia, 44. Saar, 46. Oel, 47. Lerche, 48. Tandem.

Senkrecht: 1. Erz, 2. Bahama, 3. SOS, 4. Sai, 5. Skonto, 6. Aas, 8. Meter, 10. Epos, 11. Era, 13. Kap, 14. Knie, 16. Antenne, 17. Monarch, 18. Rubel, 20. krumm, 23. Hai, 24. Ode, 29. Tara, 30. Adebar, 32. Genie, 33. Irland, 34. Lama, 36. Ede, 38. Eos, 41. Nil, 42. Poe, 43. Alt, 45. Rom.

Auflösung des Silbenrätsels

Ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeug halten.
1. Engadin, 2. Irene, 3. Nationalität, 4. Mantel, 5. Alaska, 6. Nazarath, 7. Niederschlag, 8. Donau, 9. Entente, 10. Resonanz, 11. Romantik, 12. Esser, 13. Chrysantheme, 14. Tarnow, 15. Zange, 16. Unterkunft, 17. Walnuß, 18. Isolde, 19. Reisekorb, 20. Kirmes, 21. Europa, 22. Neufundland, 23. Dompfaff, 24. Efeu, 25. Nagoja, 26. Kansas, 27. Taunus, 28. Marabu.

Lösung des Verwandlungsrätsels

EIDER — SERIE — REMIS — MO-SER — MOSEL.

Von der Zahl nach rechts unten:

1. türkischer Männername, 2. biegsamer Zweig, Rute, 3. Seil, Strick, 4. europäische Hauptstadt, 5. berühmter schwedischer Asienforscher, 6. bekannter Wiener Arzt (1856—1939), Begründer der Psychoanalyse, 7. höchster Berg des Bayrischen Waldes, 8. einsitziges Ruderboot (j = i), 9. Kraftfahrzeugkennzeichen für Gladbeck.

Von der Zahl nach links unten:

3. Gestalt des Alten Testaments (Frau Jakobs), 4. Schmuckgegenstand, 5. Insel der Großen Antillen, 6. Gegenteil von Nähe, 7. deutsche Motorradmarke, 8. geometrische Figur, 9. Teil von Französisch-Äquatorialafrika, 10. Teil der Kette, 11. Wappenvogel.

Silbenrätsel

Aus den nachstehenden 47 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen beherzigenswerten Rat ergeben (in einem Fall ist ch = ein Buchstabe).

am — ber — ber — chill — chur —
de — do — e — e — ei — er — gau —
gel — gen — gie — gol — gus —
hau — ho — ich — ih — il — kalb —
ler — mas — mer — mie — na —
ne — ner — nes — nez — o — re —
re — sat — schrei — sen — spi —
stick — stoff — tal — tat — tho —
tras — vo — ze.

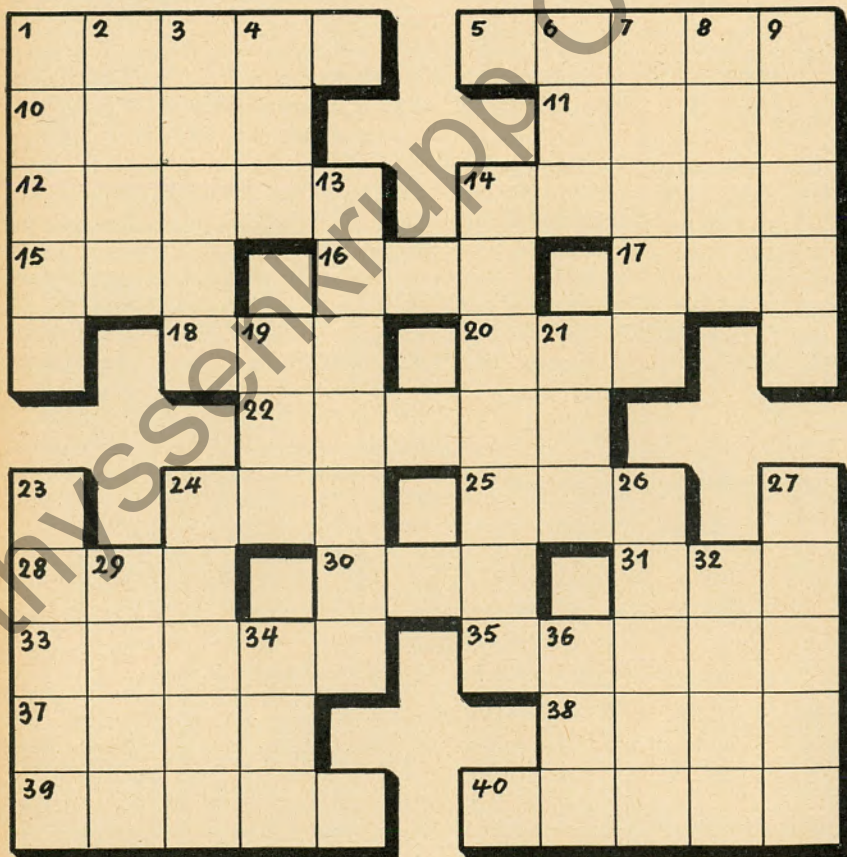
Bedeutung der einzelnen Wörter:

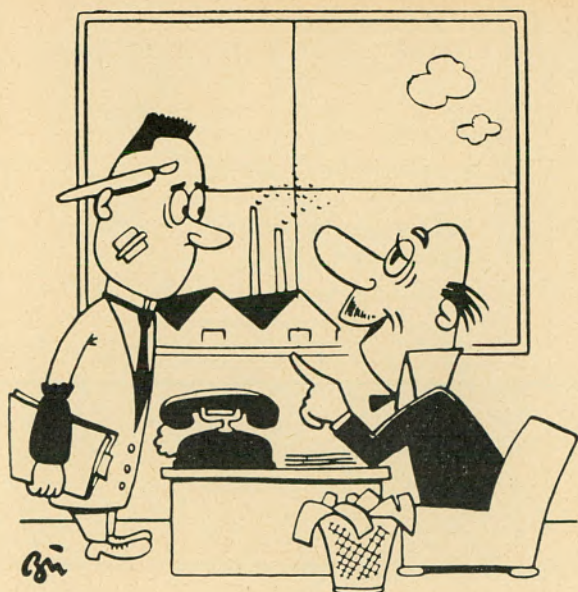
1. Willensstärke, Kraft; 2. Nebenfluß der Donau; 3. götzenhaftes Tierbild (2 Wörter); 4. Mineralien, die vom Hochofen in Roheisen umgewandelt werden; 5. abessinischer Königstitel; 6. Staatshaushalt; 7. kleines Unkraut (Vogelfutter); 8. Ort der Passions-spiele; 9. Niederschlag; 10. chemisches Element (Zeichen: N); 11. Fluß in Pommern; 12. britischer Staatsmann (geb. 1874); 13. Krankenhaus (lat.); 14. Erfinder (Entphosphorung von Roheisen); 15. pers. Fürwort; 16. Luftkurort im Regierungsbezirk Liegnitz; 17. der Bezogene eines Wechsels; 18. rechter Nebenfluß des Don.

Kreuzworträtsel

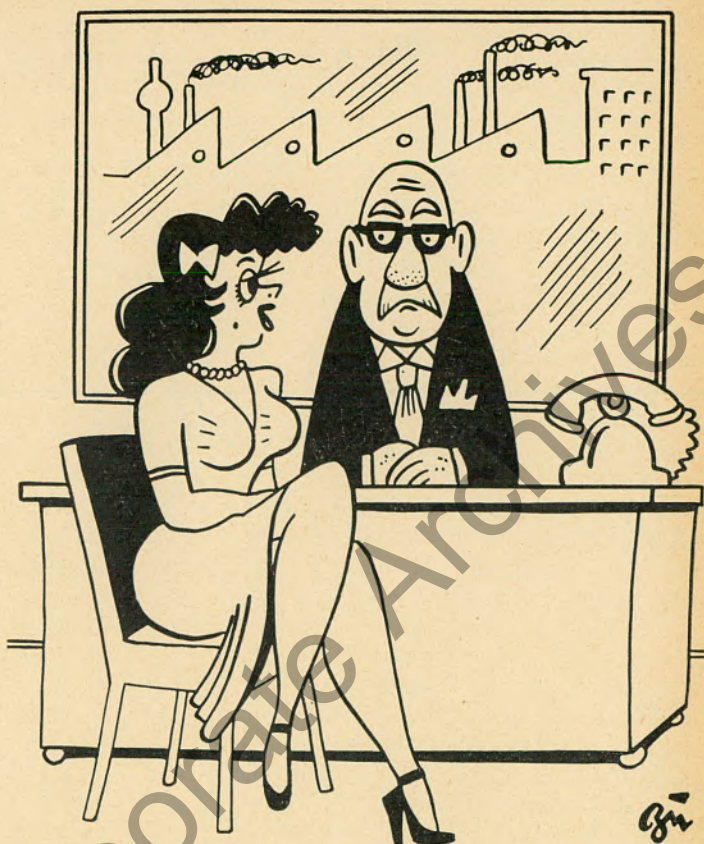
Waagerecht: 1. Stadt im Kreis Unna; 5. höchster Berg im Bayrischen Wald; 10. bekanntes Markenbenzin; 11. Laubbaum; 12. europäische Hauptstadt; 14. deutscher Strom; 15. männl. Vorname (Kurzform); 16. bekanntes Putzmittel; 17. Form des Hilfszeitworts „sein“; 18. Vorfahr; 20. Handlung; 22. Teil des Mittelmeeres; 24. Kurzform von Maria; 25. Stadt in Oberitalien (Piemont); 28. männl. Vorname; 30. Papstname; 31. römischer Sonnengott; 33. Planet; 35. Osteuropäer; 37. Bruder Jakobs; 38. berühmter tschechischer Schachmeister (1889—1929); 39. Nordosteuropäer; 40. schnell gehen.

Senkrecht: 1. Speisegewürz; 2. Stadt in Rumänien; 3. weibl. Vorname; 4. Priestername des Alten Testaments; 6. Wild; 7. Gegenteil von schmal; 8. altgriechische Stadt und Landschaft im westlichen Peloponnes; 9. Altersversorgung; 13. leichte Fußbekleidung; 14. Stadt in Oberitalien; 19. Raubfisch; 21. Wappenvogel; 23. minderwertiger Branntwein; 24. Teil des Jahres; 26. Kellertier; 27. von geringer Größe; 29. Behältnis; 32. linker Nebenfluß der Niederelbe; 34. Falz; 36. Schweizer Kanton.



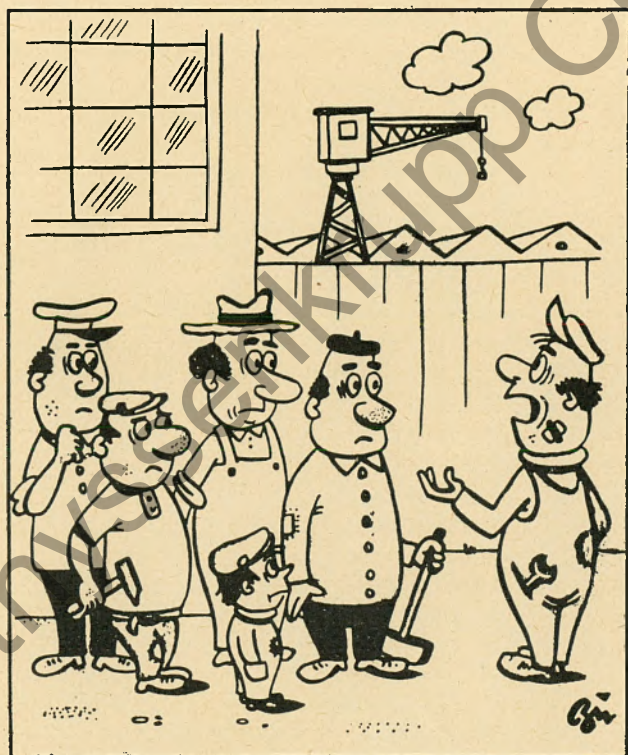


„Krause, Sie sind das beste Pferd,
das wir im Stall haben!
Sie machen den meisten Mist!“



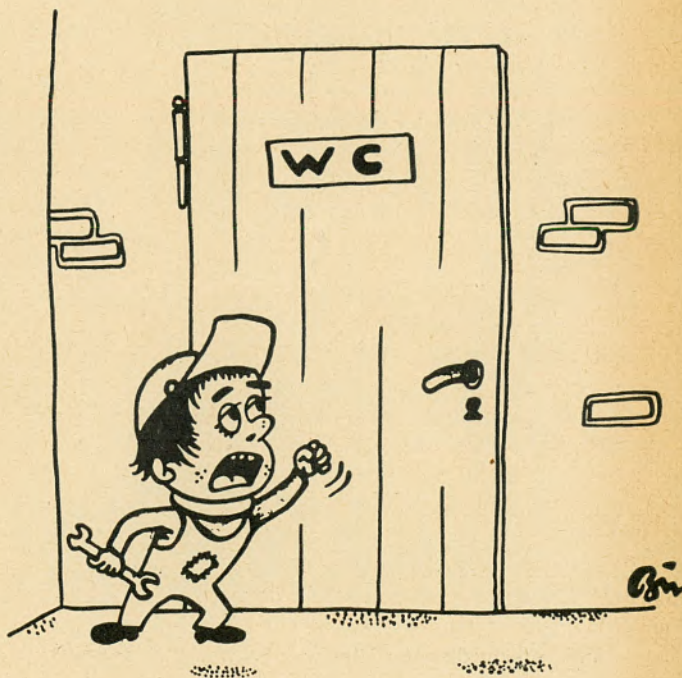
„Bisher hatte ich nur Halbtagsstellungen. Ein ganzer
Tag war für meine Chefs zu anstrengend!“

Kurz gelacht!



„Kameraden, ich habe einen Verbesserungsvorschlag ausge-
arbeitet, wonach 50% aller Arbeitskräfte eingespart werden
können! Wieviel bietet ihr mir, damit ich ihn nicht abgebe?“

„Max, der Meister läßt dir'n schönen Gruß bestellen,
du solltest sofort an deine Arbeit gehen und deine
Verbesserungsvorschläge gefälligst zu Hause ausbrüten!“



Der Hüttenkieker

Hüttenkieker weiß nicht, soll er
traurig lächeln oder froh.
Fragt ihn einer, wie's ihm gehe,
weicht er aus und sagt: „Soso . . .“
Schließlich steht das Erntedankfest
(wie alljährlich) vor der Tür.
Daß die Scheunen voll — der Himmel
tat das Seine wohl dafür.
Kommt mir nicht mit Siebenschläfer!
So was gab es früher auch:
Doch Unwetter-Wolkenbrüche,
so wie jetzt, das war nicht Brauch.
Zwar, die jungen Leute staunen,
wenn man übers Wetter stöhnt.
Klar, sie sind, die armen Kinder,
heiße Sommer nicht gewöhnt.
Ist's mal wirklich wärm, so sehn sie:
Abends trübt sich's wieder ein.
Weil's die Regel schon geworden,
denken sie: Es muß so sein.
Sagst du, daß durch Kernversuche
unser Wetter ganz zerstückt,
hält man dich für Opa (Oma)
und dazu für halb verrückt . . .
Alles, was wir trinken, essen,
und was teuer wird bezahlt,
ist — wer wagt es auszudenken —
radioaktiv durchstrahlt.
Gar zu schnell des Schimmels Opfer
wird — ist's abgepackt — das Brot.
Hackst du in „Tatar“ dir Zwiebeln,
denkst du ängstlich: „Viel zu rot!“
Selbst die Hütten-Milch zu trinken,
macht dem Zweifler kaum mehr Spaß:
radioaktiv der Regen,
der auf Kühe fällt und Gras!

Viel ist in der Welt verkehrt,
seit der Kreislauf ward gestört.

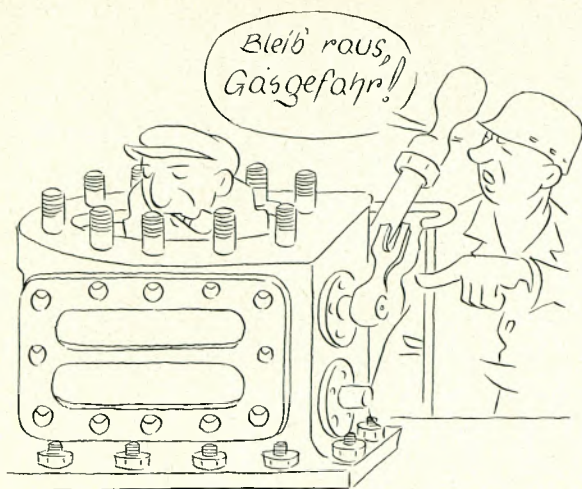
Doch der Kreislauf der Maloche
funktioniert, und das ist gut:
Der kann keine Grillen fangen,
der stramm seine Arbeit tut.
Vater, spuck nur in die Hände
(Raten fressen dich sonst auf!).
Mutter feiert, bleibt was übrig,
Orgien im Saisonverkauf.
Vater, hör nicht auf zu sinnern,
wo man was verbessern kann.
Hochwillkommen wär' die Prämie,
denn die Kohlen rollen an.
Vater, kontrollier die Sorgen,
spar mal irgendwo was ein.
Wenn die Deinen zu viel wollen.
sage du mit Nachdruck: „Nein!“
Wie bescheiden deine Jugend,
ärmlich und doch voller Glück . . .
Denken anspruchsvolle Kinder

wohl einst froh wie wir zurück?
Wo blieb die Petroleumslampe,
wo Herdwärme, Traulichkeit?
Und was tat sich auf der Hütte
in der guten alten Zeit?

Gold- und Silber-Jubilar,
sagt uns mal, wie's einstens war!

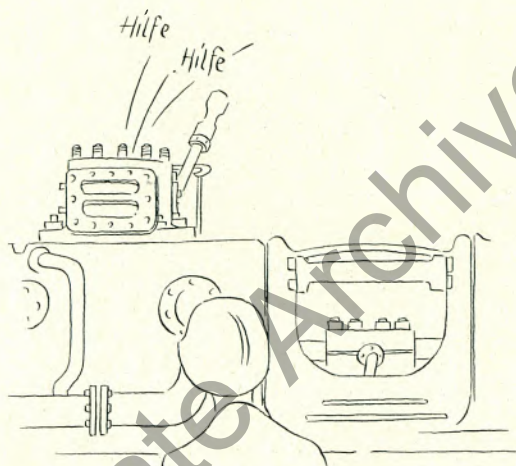
Denkt im Zeichen der Maschinen
und der Automation
nicht: „Wen kann das int'ressieren,
und wer fragt danach uns schon?“
Was euch mit den Kameraden
all die Jahre fest verband,
's war Gefahr und Schweiß und Mühsal,
solang alles ging „von Hand“.
Manches, was dabei erheiternd,
steht gedruckt in „Use Pütt“.
Zum Leser sagt „Der lachende Kumpel“:
„So wär's damals, Kerl, lach mit!“
Aber wie die Dinge lagen,
„damals, als ich Lehrling war“,
das steht nirgends aufgeschrieben.
Das erzählt der Jubilar
höchstens in der Kläppkesbude
und daheim im engsten Kreis.
So kommt's, daß am Ende niemand
von dem, was er wußt', mehr weiß.
Kommt doch, liebe Pensionäre,
mal im Werkarchiv vorbei!
's liegt — man kann es nicht verfehlen —
über unsrer Bücherei.
Alles sammeln wir dort, was vom
Werk und Werden wichtig scheint,
und das kleinste Stück Erinnern,
schwerer wiegt's, als mancher meint.
Nehmt 'ne alte „Knochenmühle“,
abgewrackt und unmodern —
Eure Enkel hören, lesen,
wie's drin zuing, allzu gern.
Hat der Vater müde Beine
und geht gar nicht mehr gern aus —
Bitte, schreibt uns eine Karte:
Wir besuchen ihn zu Haus'.
Spricht wer von des Werks Geschichte,
stets wird eurer mit gedacht.
Ihr habt ja das Werk gestaltet,
die Geschichte mit gemacht!
Kramt nochmal in Schränken, Truhen,
ob vielleicht ein Dokument
(das ihr nur verbrennen würdet)
uns noch etwas nutzen könnt'!
Jubilare, Pensionäre,
Männer wart ihr, hart wie Stahl.
Wie das Leben euch geschmiedet —
Kommt, erzählt: „Es war einmal . . .“

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. — Adschüß, ihr Leut'.



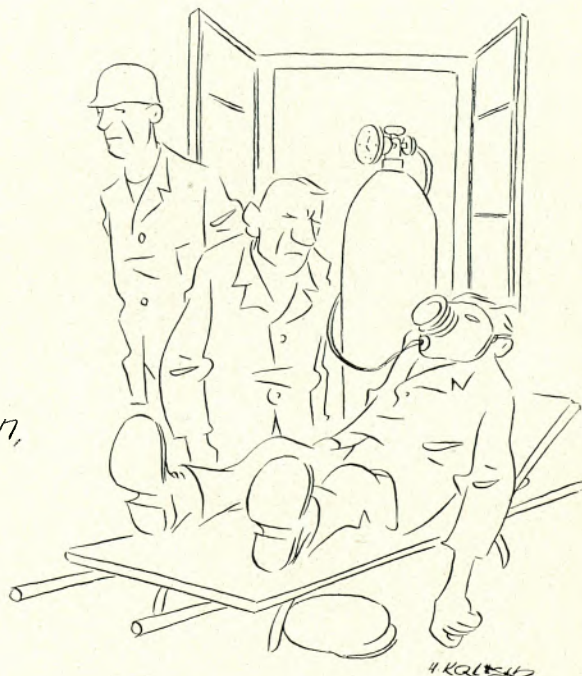
LAPPES

AUS'M MARTINWERK



Gegner, für uns unsichtbar,
sind voller Tücke und Gefahr.
Drum ist es ohne Zweifel gut,
wenn man sich vergewissern tut.

Dies scheint dem Lappes nicht von Nöten,
er geht durch's Loch nach unten flöten.
Bis eines Kranes starke Kraft
ihn wieder in die Höhe schafft.





*Geht's dem **BETRIEB** gut – geht es **DIR** gut!*